FVA

Ernst-Wilhelm Händler in der
Frankfurter Verlagsanstalt:
Stadt mit Häusern. Erzählungen
Kongreß. Roman
Fall. Roman
Sturm. Roman
Wenn wir sterben. Roman

Ernst-Wilhelm Händler

Die Frau des Schriftstellers

Roman

FRANKFURTER VERLAGSANSTALT

1. Auflage 2006
© Frankfurter Verlagsanstalt GmbH
Frankfurt am Main 2006
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Laura J Gerlach
unter Verwendung eines Ölgemäldes
von Karin Kneffel (Feuer IV, 1992, 200 x 200 cm)
Herstellung: Thomas Pradel, Frankfurt am Main
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Friedrich Pustet KG, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 3-627-00028-5
1 2 3 4 5 – 10 09 08 07 06

I have no favourite woman at all. You can't love one in particular. I work for women in general.

Azzedine Alaïa

JETZT,
DAMALS

Ich ziehe die Beine an und verschränke die Arme um die Knie, damit ich nicht so zittere. Mich friert, obwohl mir das Wasser aus der Brause, unter die ich mich nach der Wiederbegegnung mit La Trémoïlle geflüchtet habe, fast Verbrennungen verursacht.
Als ich Kind war, hatten wir zu Hause kein Bad. Wenn ich mir keinen Rat weiß, gehe ich immer unter die Brause.
Die durch mein Badezimmer ziehenden Schwaden von Wasserdampf geben regelmäßig für einen kurzen Moment die Sicht auf den beschlagenen Spiegel frei. Mein Bild versucht, einem Wesen aus Fleisch und Blut täuschend ähnlich zu sehen. Jedesmal bin ich gespannt auf den Übergang von einem Abbild zum anderen, auf das neue Mischwesen, das entsteht, wenn man die Abbilder miteinander vergleicht.
Den Brief von La Trémoïlle hatte ich ungeöffnet weggeworfen, eine Mail gelöscht, ohne sie zu lesen. Ich habe befürchtet, er würde mich bei einer meiner Lesungen abpassen. Darauf, daß er mir im Schumann's in der Nische auflauerte, war ich nicht vorbereitet.
La Trémoïlle ist taubstumm. Wenn er auf seinem Palm schreibt, habe ich stets das Gefühl, daß er mich imitiert. Man muß alle Buchstaben in einem Schwung vollenden, damit der Rechner die Schrift erkennt und in Druckbuchstaben umwandelt. Meine Handschrift hat mit derjenigen für den Palm gemeinsam, daß ich nicht absetze, nicht nur bei den Buchstaben, auch bei den Verbindungen der Buchstaben untereinander.
Das Schumann's ist ein Laboratorium für die Macht des Blicks: Sämtliche Ereignisse werden registriert, die geringsten Bewegungen der Gäste protokolliert, eine ununterbrochene Beobachtungskette verbindet Charles Schumann über seine Boys mit den Gästen. Er übt seine Gewalt ungeteilt in

einer bruchlosen Hierarchie aus. Dem Gast wird nicht nur sein Platz zugewiesen, jedem wird ein Körper und eine Geschichte zudiktiert. Von einer allgegenwärtigen und allwissenden Macht, die seine letzte Bestimmung kennt.
Nur der Stammgast kommt in die Lage, seinen Blick zuzuspitzen und in das Verhalten der anderen Gäste einzudringen. Mit jeder tieferen Schicht, die er erreicht, entdeckt er an der neuen Oberfläche Dinge, die er noch nie gesehen hat. Wer seinen Blick zur Waffe machen will, muß Stammgast werden.
Statt mit den Fäusten auf La Trémoïlle einzuschlagen und ihn mit Füßen zu treten, folgte ich willenlos der Einladung, die er auf den Palm geschrieben hatte, und setzte mich zu ihm. Es genügte, daß er in Richtung Theke sah, sofort kam Roman an unseren Tisch. Er hatte gerade eine neue Kellnerschürze angelegt, im Gehen band er sie zu. Nie trinke ich zuerst etwas anderes als einen Manhattan medium mit Canadian Whiskey, ein Teil Whiskey, ein Teil roter Wermut, ein Teil Cocktail-Wermut. La Trémoïlle orderte eine Kartoffelsuppe, *die* Kartoffelsuppe.
Wenn er schreibt, zieht La Trémoïlle den Kopf ein und die Schultern hoch, dabei winkelt er beide Arme an. Betrachtet man seine untersetzte Gestalt, fallen die Falten in seinem Gesicht nicht auf. Konzentriert man sich auf den Kopf, werden die Falten zu Furchen, und er bekommt etwas von einer alten Schildkröte.

Hast du Angst vor der Liebe
bist du deshalb allein?
Denk daran
niemand kann
ohne Liebe sein

Drei Jahre lang habe ich La Trémoïlle gemieden, drei Jahre habe ich Laura nicht gesehen, drei Jahre ihr Buch nicht in die Hand genommen. Als ich auf La Trémoïlles Palm mit den Zeilen aus Rex Gildos Song *Die Liebe* blickte, wurden die drei Jahre zu drei Tagen, drei Stunden oder drei Sekunden.

Ich sah Laura vor mir, wie sie auf meine Dachterrasse hinausging. Vor dem Hintergrund des weißen Himmels liefen schwarze Wasserfäden in regelmäßigen Abständen die Verglasung der Schiebetür herunter, weiße berührten den dunklen Holzboden.

Laura war nackt.

Ein Geburtsbild, sie schien im Leben verankert, zwischen dem kaum hörbaren Geräusch des Regens und meinem Schweigen? Oder ein Verzweiflungsbild, ein Todesbild über dem Königsplatz, dessen Asphaltbedeckung das Licht des Himmels anzog und verschluckte?

Ich versuchte, mich gegen die Erinnerung an Laura zu wehren. Aber ich erreichte nur, daß ich mit Lauras Augen sah, daß ich sie sah, sie sich selbst sah. Laura klemmte die linke Hand zwischen die Knie. Mit der rechten Hand umfing sie den linken Fuß. Sie hockte sich hin, das eine Bein auf dem Boden, das andere aufgestellt, und stützte sich auf ihre Faust. Sie schlug die Beine übereinander, so daß die Füße genau zur Deckung kamen, als ob sie nur einen Fuß mit sechs Zehen besaß.

Auf dem Bauch liegend, hob sie die Unterschenkel und kreuzte sie, dabei richtete sie sich mit dem Oberkörper auf. Das war kein Blick mehr durch ihre Augen. Sie ruhte auf der Seite, die Unterschenkel übereinander, die eine Hand zwischen den Füßen, die andere zwischen den Knien. Die Beine über Kreuz, lag sie auf dem Rücken.

Sie richtete sich auf und beugte sich vor, wer betrachtete ihre Brust? Sie ging barfuß über die nassen Planken, wer beobachtete ihren abknickenden Fuß? Sie hob den Arm hoch, und die Haare in ihrer Achselhöhle beschrieben einen Kreis. Wer sah diese riesenhaften Stücke Haut? Zart, faltig, fleckig, immer geprägt durch die Formen der darunterliegenden Knochen?

Für mich bedeutet das Schreiben eine Prüfung. La Trémoïlle prüft mit dem, was er schreibt, andere. Ich fließe in das aus, was ich schreibe. Ihm verleiht das Schreiben genau die Einheit und Dauerhaftigkeit, die es mir nimmt. Das Kreisen des Plastikstifts auf dem Touchscreen des Palm verkörpert seinen persönlichen Triumph.

La Trémoïlle stammt aus einem uralten Adelsgeschlecht. Er wurde in Paris geboren, sein Vater war als Diplomat an der französischen Botschaft in Bonn tätig, die Jugend verbrachte er in Deutschland. La Trémoïlle ist Lauras Agent. Er arbeitet allein, es gibt kein Büro und keine Sekretärin.

Als ich ihm in dem bierfarbenen Licht im Schumann's gegenübersaß, begriff ich, daß ich nicht Lauras Körper in meinem Inneren wiedererrichtete. Ich setzte Bilder von ihren Körperteilen und davon, was sie mit diesen Körperteilen tat, zu einem neuen Körper zusammen, der meiner sein sollte.

Zwei Ichs, als ich auf La Trémoïlles Palm blickte. Ein Ich, das wollte, was ich wollte, und ein anderes Ich als Ort Lauras. Das erste Ich als Anzeige dessen, daß es mich wirklich gab, das zweite Bürge und Fälscher, das Bild seiner Unabhängigkeit vortäuschend und gleichzeitig den Widerspruch zwischen seiner angeblichen Einheit und seiner tatsächlichen Abhängigkeit auslebend. Das erste Ich war erstarrt, als es La Trémoïlle gesehen hatte. Das zweite hatte ihn als Spiegel gewählt.

Aber vielleicht war der Spiegel ja dunkel und La Trémoïlle nichts als der Literaturagent, der sein Einkommen maximierte, indem er die Einkommen seiner Autoren maximierte, und der deshalb jetzt auf seinen Palm geschrieben hatte: *Guggeis möchte dich sehen*.

Ich habe Angst vor der Liebe. Seit der Trennung von Laura bin ich allein. Aber niemand kann ohne Liebe sein.
Ich versuche, die Erinnerungen an Laura zu bekämpfen, indem ich an Beatrice denke.
Beatrice sprach mich vor drei Monaten im Polo Shop in der Maximilianstraße an. Drei Polo shirts waren in meiner Größe nicht mehr im Regal, die Verkäuferin, eine Amerikanerin, mußte ins Lager. Ratlos stand ich vor einer vollständigen Farbskala von Polo chinos und einer unvollständigen Farbskala von Polo shirts. Sie wollen mit der Verkäuferin ins Gespräch kommen?
Mißtrauisch musterte ich die große Frau mit den langen blonden Haaren, die unvermittelt in der Herrenabteilung aufgetaucht war. Sie lachte mich an und kam von der anderen Seite des Tisches zu mir herüber. Gerade hatte ich der Verkäuferin erzählt, daß ich selbst im Flagship store in New York auf der Fifth Avenue bestimmte Farben nicht bekommen hatte. Und hinzugefügt, in den USA seien die Läden in kleineren Malls oft überraschend gut sortiert. Sie hatte mir freundlich geantwortet, war jedoch nicht weiter darauf eingegangen. Beatrice beugte sich vor und flüsterte mir zu: Lassen Sie sich nicht abschrecken! Ich starrte verlegen auf meine Polos, wobei ich noch nicht wußte, ob es wirklich meine sein würden. Sie lächelte: Sie müßten Ihr Gesicht sehen, während Sie mit der Verkäuferin reden. Sie machen den Mund nicht auf, und Sie verziehen keine Miene. So wird das nichts. Ich murmelte in ihre Richtung: Warum kümmern Sie sich um meine Angelegenheiten. Sie trat näher zu mir hin: Wollen Sie nun mit der Verkäuferin etwas anfangen oder nicht?
Beatrice zog ihren Pullover aus, um ein Sweatshirt anzuprobieren, dabei hob sich das Herrenhemd, das sie über der Hüfthose trug, und entblößte ihren Nabel. Sie schüttelte

den Kopf, damit die blonden Haare über das orangefarbene Sweatshirt fielen, das ich vorher ebenfalls anprobiert hatte, zog es zurecht und blickte mich aus dem Spiegel heraus auffordernd an: Ist die Verkäuferin wirklich die Frau, die Sie brauchen?

In diesem Augenblick kam die Verkäuferin zurück, ein grünes und ein rotes Polo in der Hand. Ich fühlte mich erleichtert, weil sich die mir aufgezwungene Konversation nun einem absehbaren Ende zuneigte, und bemühte mich, der Verkäuferin erwartungsvoll und vielsagend entgegenzublicken. Beatrice ging den Stapel von Sweatshirts durch, der auf dem Verkaufstisch lag, und sagte beiläufig zu mir, Männer müssen authentisch sein, das ist die wichtigste Voraussetzung für den Erfolg bei Frauen.

Ich bin kein Bestsellerautor, meine Bücher sind nicht spektakulär.

Aber ich schreibe schnell, fast jedes Jahr erscheint ein Buch von mir. Das ergibt ein für einen Schriftsteller unüblich regelmäßiges Einkommen. Sonst könnte ich nicht auf der Maximilianstraße einkaufen.

Natürlich besteht mein Leben nicht darin, ständig in die USA zu fliegen und in Groß- und Kleinstädten die Malls zu vergleichen. Das merkte die Verkäuferin, das merkt jeder. Was soll man mit jemandem anfangen, der einem von seinem Leben erzählt, und es ist gar nicht sein Leben, aber es ist auch nicht das Leben, das er erstrebt?

Ich kaufte nicht nur die Hosen, sondern auch die Hemden, obwohl Magenta fehlte und ich meine Farbskala nicht vervollständigen konnte. Hätte Beatrice mich nicht beobachtet, ich hätte überhaupt nichts genommen, aber ich mußte ihr beweisen, daß ich das Geschäft nicht nur wegen der Verkäuferin aufgesucht hatte. Magenta ist eine Allerwelts-

farbe, die ich verabscheue, ich glaube nicht, daß ich das Polo jemals angezogen hätte.
Die Verkäuferin hatte inzwischen begriffen, daß sie Gegenstand der Unterhaltung ihrer beiden Kunden war. Womöglich hatten wir sogar eine Wette abgeschlossen, wie sie sich verhalten würde. Sie blickte mich nicht mehr an, reichte mir schweigend die Rechnung, nahm ohne Kommentar meine Kreditkarte in Empfang und gab mir wortlos die Tüte mit den Hemden und Hosen.
Eigentlich wollte ich noch in der Kunstbuchhandlung in einer Nebenstraße der Maximilianstraße vorbeischauen, doch die Lust dazu war mir vergangen.
Warten Sie! Ich drehte mich um und sah meine Schutzheilige hinter mir herlaufen. Sie hatte sich ihren Mantel nur übergeworfen. Ich beachtete sie nicht, sondern stieg in meinen Golf, den ich vor der Buchhandlung geparkt hatte. Sie klopfte an das Fenster der Beifahrerseite und deutete auf den Verriegelungsknopf. In diesem Augenblick trat die Inhaberin der Buchhandlung auf die Straße, sie erkannte mich und grüßte freundlich. Mir blieb nichts anderes übrig, als die Verriegelung zu öffnen. Beatrice riß die Tür auf, schwang sich auf den Beifahrersitz und schlug die Tür sofort wieder zu.
Sie holte die Haare unter dem Mantelkragen hervor und blickte mich aus grünen Augen mitfühlend an. Ihre Haare schienen von Natur aus hellblond zu sein. Die langen Beine über Kreuz, lehnte sie sich zurück: Ich wollte Ihnen nur sagen, die Dinge stehen für Sie nicht so schlecht, wie Sie vielleicht denken! Sie haben nichts kaputtgemacht, die Verkäuferin ist zu haben! Ich widersprach: Aber nicht für mich. Unbeeindruckt fuhr sie fort: Ich bin der Meinung, diese Frau paßt nicht zu Ihnen. Aber wenn Sie entschlossen sind, bin ich bereit, Ihnen zu helfen.

Das Licht der beiden Fackeln rechts und links neben dem Eingang spiegelte sich derart im Glas der Eingangstür, daß ich zögerte, den Türgriff anzufassen, als ob die vor mir züngelnden Flammen meine Hand ansengen konnten.
Ich hatte Beatrice im Wagen meine Telefonnummer gegeben, sonst wäre sie nicht ausgestiegen. Sie hatte mich ins Lenbach eingeladen, wir trafen gleichzeitig ein. Über den Catwalk aus von unten blau beleuchteten Glasplatten wurden wir zu unserem Tisch geleitet. Die Kellner sahen in den schwarzen Anzügen mit den kleinen, hohen Revers wie Konfirmanden aus.
Wir bekamen einen Tisch im hinteren Teil des Saals zugewiesen. Während Beatrice an der Wand Platz nahm, blickte ich zu der in Weiß und Graublau gehaltenen, mit Friesen und Stukkaturen verzierten Decke hoch. Die roten Polsterstühle wirkten nur so lange bequem, wie man nicht Platz genommen hatte.
Guten Abend, mein Name ist Florian, ich werde Sie heute bedienen. Der Kellner hatte sein schwarzes Haar gegelt und nach hinten gekämmt. Beatrice lachte ihn an: Hallo Florian! Er blinzelte überrascht, bevor er uns die Speisekarten reichte und erläuterte, welche Gerichte der Küchenchef noch für den Abend vorbereitet hatte. Danach fragte ich Beatrice, ob sie sich die Zusatzauswahl gemerkt hatte, sie konnte jedes Gericht aufsagen, ich erinnerte mich nicht an ein einziges.
Ich trank auf nüchternen Magen Wein. Beatrice erzählte mir, in ihrer Freizeit koche sie und mache sogar die Wäsche. Ich bekannte, ich sei nervös, mein letztes Rendezvous liege länger zurück. Beatrice gefiel mir. Das erste Mal miteinander auszugehen ist nie einfach, bemerkte sie verständig und fuhr fort: Es ist immer schwer einzuschätzen, wie

das läuft. Gerade wenn der Typ wirklich nett ist, kann ich den Abend nicht genießen, weil ich dauernd überlege, ob wir nachher Sex haben werden. Ich warf ein, für den Mann sei es schwerer. Versucht er es, obwohl es die Frau nicht will, steht er dumm da, will sie es, und er versucht es nicht, steht er auch dumm da. Wie soll das der Mann jemals richtig machen? Indem er es auf jeden Fall versucht, antwortete Beatrice ungerührt. Ich fragte mit unsicherer Stimme, wirklich? Es zeigt, daß der Mann Selbstvertrauen hat, darauf stehen die Frauen, erklärte Beatrice. Das heißt nicht, daß der Mann etwa grob oder aufdringlich sein darf. Aber die Frauen wollen Männer, die wissen, was sie wollen. Das finden sie sexy.

Sie trug eine längsgestreifte Hose mit niedriger Taille und ausgestellten Hosenbeinen wie aus den Siebzigern, dazu einen schwarzen Ledergürtel mit einem in Kunstharz eingegossenen Pfauenauge als Schließe. Die Ärmel der beigefarbenen Naturseidenbluse bedeckten die Hände, dafür war die Bluse weit ausgeschnitten und ließ den Nabel frei. Als der Kellner nachlegen wollte, lehnte sie ab: Nein danke Florian, ich möchte nichts mehr essen, sie streckte die endlosen Beine neben dem Tisch aus, so daß er die Schuhe mit den Bleistiftabsätzen sehen konnte, sonst perforiere ich mit meinen Absätzen Ihren Catwalk. Florian blickte auf ihre Taille und lachte laut auf: Die Gefahr besteht nun wirklich nicht!

Sie berührte seinen Arm, er beugte sich zu ihr herunter. Sie lachen, aber wenn ich Pech habe, finde ich nie einen Mann. Beatrice blickte mich an, während sie zu ihm sprach. Florian strahlte: Soll das heißen, Sie beide sind nicht . . .? Nein, wir sind nur befreundet.

Nach dem Essen schlug Beatrice vor, eine Bar in Schwabing zu besuchen und auf dem Weg dorthin noch schnell bei

einem Haus vorbeizuschauen, das Freunde von ihr renovieren ließen, die sich für mehrere Wochen außer Landes befanden. Sie hatte den Schlüssel und tauchte zu unterschiedlichen Zeiten im Haus auf, um die Handwerker zu überwachen. Eins von zwei völlig baugleichen zweigeschossigen Jugendstilhäusern in der Karl-Theodor-Straße. So auffällig hergerichtet das eine, so vernachlässigt das andere, die Fassade schwarz, die Fenster fast blind.
Das Parkett war im ganzen Haus ausgebessert beziehungsweise neu verlegt, im Erdgeschoß trocknete der Verputz, im Obergeschoß waren die Stuck- und Malerarbeiten fertig. Von den ursprünglichen Verzierungen hatte man Abgüsse gemacht und danach den Stuck abgeschlagen, auf dem neuen Verputz konnten die Stuckverzierungen viel haltbarer wiederauferstehen.
In den Zimmern gab es noch keine Beleuchtung, das durchs Schlafzimmer einfallende Korridorlicht begleitete uns ins Bad. Wir liefen auf einem weißen Marmorboden, die Wände waren mit fast mannshohen Marmorplatten verkleidet. Beatrice inspizierte zuerst die riesige Badewanne, die auf einem Marmorsockel stand, danach die beiden unter einem ausladenden Spiegel installierten Waschbecken auf der Breitseite des Bads. Ich ging zu der Trennwand, hinter der sich, ebenfalls auf Marmorsockeln, eine Toilette und ein Bidet befanden. Das Bad schien geputzt, weder Beatrice noch ich machten beim Gehen Geräusche. Sie hatte ihre Schuhe schon an der Eingangstür ausgezogen, damit sie das Parkett nicht beschädigte.
Brausen konnte man nur in der Badewanne. Die Wasserhähne, der Schlauch, die Halterung und der Kopf der Brause konnten nicht aus Messing sein, sie glänzten nicht, sondern schimmerten matt, sie mußten vergoldet sein.

Ich drückte einen Schalter, nicht damit rechnend, daß die Strahler angehen würden, die auf die Waschbecken, die Badewanne, die Toilette und das Bidet gerichtet waren. Beatrice zog mit einem Schwung ihre Bluse aus und lehnte sich an das rechte Waschbecken. Nur noch mit der Siebziger-Jahre-Hose bekleidet.
Ich starrte sie an.
Ich fände es nett, wenn du herkommst.
Während ich auf sie zuging, legte sie zuerst den Gürtel mit der Pfauenaugenschließe ab und öffnete dann den Knoten der Lederbänder, die den Reißverschluß ersetzten. Die Hose fiel von selbst auf den Boden.
Jetzt bist du dran.
Ich zog meine Jacke aus und überlegte, wo ich sie deponieren konnte. Beatrice machte eine Kopfbewegung in Richtung ihrer Bluse, die sie auf das Waschbecken neben sich geworfen hatte. Sie trat nach vorn, um aus der Hose zu steigen, dabei hielt sie sich an dem Waschbecken hinter ihr fest.
Ich knöpfte mein Hemd auf, zog es aus und ließ es auf den Boden fallen. Als ich die Hände nach Beatrice ausstreckte, schüttelte sie abwehrend den Kopf, ihre langen Haare bedeckten ihre Brüste. Sie blickte zuerst auf meine Hose und dann auf ihre Hose am Boden. Ich sagte ihr, daß ich meine Hose bei unserer ersten Begegnung in dem Polo Shop gekauft hatte.
Nachdem meine Hose ebenfalls am Boden lag, ließ sie sich aufs linke Knie nieder, ihr rechtes Bein blieb aufgestellt, mit der linken Hand umfaßte sie meinen Schenkel.
Dann erhob sie sich und lehnte sich an die Wand, die Toilette und Bidet abtrennte. Mit der rechten Hand preßte sie ihren Unterkörper gegen meinen, mit der linken zog sie meinen Kopf zu sich hin, um mich zu küssen.

An keinem anderen Ort hätte ich Beatrice das erste Mal lieben können. Im Bad des neu hergerichteten, noch unbewohnten Hauses flüchtete ich nicht mehr in meinem Körper, zog ich mich nicht mehr an die Stelle meines Körpers zurück, an der ich am wenigsten mit meiner Umgebung in Beziehung treten mußte. Beatrice hatte die Außenwelt verbannt, sie konnte uns nicht mehr beeinflussen und wir sie nicht mehr. Beatrice machte sowohl meinen Körper als auch mich stark.

Ich war hyperisoliert und hyperkonzentriert: Das Licht ging durch mich hindurch, ich warf keinen Schatten. Das Licht machte mich frei, im Licht verstand ich Beatrice. Das Licht war die Zeit. Ich begrenzte nicht mehr die Möglichkeiten meines Körpers, mein Körper fand zu seinen ursprünglichen Wichtigkeiten. Einen Luxus für mein Ich bildend, gab mein Körper die Härte nach außen ab, die sonst mein Ich erzeugen mußte. Mein Ich konnte sich verfeinern, mit dem Licht verschmelzen. Wer würde in diesem Treibhaus seine Chancen am besten nützen? Beatrice, das Licht, mein Körper oder sogar ich?

Sie kniete sich hin, ich küßte ihre Schultern. Auf dem glatten Boden, die Fugen waren abgeschliffen, rutschten wir an der Trennwand vorbei, bis wir vor dem Bidet zum Halten kamen.

Plötzlich begannen die Strahler über uns zu flackern. Im vorderen Teil des Bads leuchteten sie unverändert hell. Ich lehnte mich mit dem Rücken an das Bidet, Beatrice stützte sich mit den Armen nach hinten ab und setzte sich auf mich. Über uns pulsierte das Licht immer schneller, als wolle es uns zur Eile anhalten. Ich nahm ihre linke Brust in den Mund, dabei glitt ich am Bidet vorbei und mußte mich an dessen Rand festhalten.

Schließlich fielen die Strahler über uns völlig aus, und wir befanden uns in einer dunklen Höhle. Das Licht aus dem anderen Teil des Bads bildete unsere Körper als Schatten an der Wand ab. Glücklich, daß ich unseren Schatten folgen konnte, stimmte meine Zeit mit der Beatrices überein.
Gemeinsam suchten wir wieder die Helligkeit. Erst im Spiegel fiel mir die große waagrechte Narbe an ihrer linken Bauchseite auf. Ich fragte sie danach, sie antwortete mir, sie habe früher Morbus Crohn gehabt, ihr sei ein Teil des Darms entfernt worden. Ich fragte nicht, wann *früher* war, die Narbe schien kosmetisch nachbehandelt zu sein. Sie fügte hinzu, Morbus Crohn sei eine entzündliche Darmkrankheit, deren Ursache nach wie vor unbekannt sei, man nehme jedoch an, es gebe auch psychische Gründe. Seit der Operation habe sie nie wieder Probleme gehabt.
Als ich meine Unterhose anziehen wollte, bedeutete sie mir mit einer Geste innezuhalten. Sie reichte mir ihren Tangaslip und forderte mich auf, ihn anzuprobieren. Ich sagte lächelnd, er würde kaputtgehen, sie wiegelte ab, er sei sehr elastisch. Während ich in den Slip stieg, kam ich ihr ganz nah und merkte, daß ihr Atem wieder rascher ging. Ich zog den Slip hoch, sie lächelte zurück.

Alles, was für andere Menschen der Körper leistet, verwirklicht meine Handschrift. Sie grenzt mich gegen andere ab, sie vereinigt mich mit den anderen. Meine Handschrift führt fort, was ich nicht selbst fortführen kann, sie ist, was ich nicht selbst sein will.
Das Bild auf dem Bildschirm traut dem Geschriebenen Eigenschaften zu, die es im ersten Versuch nie und nimmer

besitzen kann. Die Computerdarstellung eines Textes gaukelt uns vor, der Entwurfsvorgang sei mit dem ersten Niederschreiben bereits abgeschlossen, man müsse nur noch Korrektur lesen, höchstens ein paar Kleinigkeiten verändern. Ein Satz im Computer stellt eine Frage dar, die als Antworten andere Sätze erzwingt, dabei ist die Entscheidung über den Satz selbst noch gar nicht gefallen.

Ich schreibe ausschließlich mit der Hand. Nichts gefährdet den Anfang mehr als ein einzelnes Wort oder ein einzelner Satz. Ein Wort oder ein Satz auf dem Bildschirm wäre für mich wie eine Mauer. Ein Satz auf dem Bildschirm hat immer einen Anfang und ein Ende, bei einem Satz meiner Handschrift weiß man nie, ob er einen Anfang hat oder wo das Ende ist. Die Computerschrift ist sicher. Meine Handschrift ist unsicher, sie hält Entscheidungen in der Schwebe. Ich verlagere mein Denken nach außen, in den Stift, mit dem ich schreibe, in die Bewegung des Stifts auf dem Papier. Durch das fortdauernde Hervorzaubern von Buchstaben und Worten aus dem Nichts kann ich weder Gedanken fassen noch meine Gedanken entwickeln.

Mein Handwerk besteht darin, Spuren aus Sätzen zu erzeugen. Am Beginn stehen Sätze, die sichtbare wie unsichtbare Eigenschaften zu Papier bringen und auf diese Weise eine Brücke zwischen dem Denkbaren und dem Ausdrückbaren schlagen. Die verschiedenen Spuren überlagern sich und erzeugen neue Spuren. Die Sätze im Computer bringen keine neuen Spuren hervor.

Aus den vibrierenden, irritierenden Spuren drängen die wesentlichen in den Vordergrund, präziser als andere, klären nicht nur ihr Verhältnis zur Welt, sondern auch ihre Beziehung zu den anderen Spuren. Die vagen Spuren sorgen für Beweglichkeit, machen Druck, indem sie auf ungelöste

Probleme hinweisen. Je zahlreicher die Spuren, je häufiger sie sich überlagern, um so größer die Chance, daß sich neue Zusammenhänge ergeben.

Ich wähle nicht bestimmte Spuren aus, um sie weiterzuverfolgen, und lasse andere brachliegen. Ob mich von Anfang an ein Plan leitet, den ich nur nicht ausformulieren kann, oder ob ich den Plan erst in dem Augenblick fasse, in dem sein Gegenstand durchscheint, kann ich nicht angeben. Die Summe des noch so sorgfältig ermittelten Wissens über das, was ich schreibe, ist nicht bruchlos und nicht zwangsläufig in das überführbar, was ich schreibe. Bestimmte Spuren verlaufen gleich zu Beginn, manche verzweigen sich bis zuletzt. Undenkbar, das Ziel des Schreibens festzuhalten, auszusprechen.

Auf dem Bildschirm kann ich jedes Wort ohne Folgen durch ein anderes ersetzen. Die Veränderung einzelner Wörter, ganzer Sätze bringt keinen Erkenntniszuwachs. Die Spuren der Sätze, die ich mit der Hand geschrieben habe, bilden ein Geflecht, das Wissen abbildet, über die Eigenschaften der Dinge, über das Spektrum der unendlich vielen Arten und Weisen, wie Menschen sich verhalten, zugleich eine Sammlung von Ideen. Einerseits relativieren sich die verschiedenen Areale dieses Geflechts gegenseitig, andererseits ergänzen sie sich zu größeren und umfassenderen Zusammenhängen, in jedem Fall schulen sie einander in Toleranz.

Meine Handschrift drückt alle Entscheidungen aus, die routinemäßigen wie die außerordentlichen, aber auch diejenigen, die sie nicht ausdrücken kann oder nicht ausdrükken soll. Fallen die Entscheidungen heraus, die die Schrift nicht ausdrücken soll, sorgen sie für ordinäre Häßlichkeit.

Vergleiche ich Aufzeichnungen aus verschiedenen Jahren,

erkenne ich Muster viel leichter, als wenn ich nur einen zu einer bestimmten Zeit entstandenen Text betrachte. Die Zeit hilft meiner Handschrift, konkret zu werden – nicht mit ihrem Vergehen, sondern durch ihre Tiefe. Die Zeit ordnet meine Handschrift, sie macht Vorschläge, wie Wörter und Sätze abgegrenzt werden können.

Meine Manuskripte sind nichts anderes als vorübergehend festgehaltene Bewegungsformen. Ein Text ist kein Gefäß, das jemand einmal mit Vorstellungen hat vollaufen lassen bis zum Rand und das dann stillsteht. Denn der Strom der Vorstellungen, der in den Text hineingeflossen ist, muß ewig aus ihm weiterfließen wie Zauberwasser aus der leeren Zauberkaraffe. Jeder Text ein Punkt, der mit dem gesamten Universum in Verbindung steht.

Meine Handschrift sprießt, sie schießt auf, sie biegt sich, sie spaltet sich, sie fügt, sie verbindet, sie trägt, sie hält.

Meine Hand fährt einfach über das Blatt. Ich überlege nicht, sondern ich lasse meine Wahrnehmung ins Unbewußte fallen. Ich folge dem, was ich schreibe, nicht mein Schreiben folgt mir. Ich betätige mich körperlich, als machte ich große Sprünge oder legte weite Strecken zurück. Was ich schreibe, ist geboren aus der Bewegung meiner Hand, aus der Leichtigkeit oder der Schwere meines Handgelenks. Meine Hand gibt meiner Schrift nach, während ich in meinen Gedanken abschweife, bei Dingen anlange, die überhaupt nichts mit dem zu tun haben, was ich schreibe.

Ich löse mich von meinem Leben und Erleben und trete in einen Zusammenhang ein, in dem alles zugleich sorgfältig geplant und zufällig ist. Der Raum und die Zeit des Lebens verwandeln sich in etwas anderes Räumliches und in etwas anderes Zeitliches, das aus den Zeilen meiner Handschrift

und aus der Leere zwischen ihnen besteht. Die Schwerkraft und andere physikalische Gesetze ordnen meine Handschrift und verstricken ihre verschiedenen Linien wie zufällig ineinander. Das ist mein Lieblingsgedanke. Derart darf meine Schrift, die mein Leben und das der anderen gleich behandelt, auch Ornamente bilden. Diese Ornamente stellen dann keine zwingenden Zusammenhänge dar, sondern etwas, das sich von ihnen so weit entfernt hat, daß es nie wieder zu ihnen zurückgelangen kann, obwohl es weiß, ohne sie wäre es niemals zustande gekommen.

Nachdem ich Beatrice nach Hause gebracht hatte, schrieb ich bis zum Morgengrauen. Dann legte ich mich hin und träumte. Ich war wieder mit Beatrice zum Essen im Lenbach, diesmal in der Mitte des Saals. Eine ungeheure Wut brodelte in mir. Ich warf Messer und Gabel auf den Tisch, Beatrice nahm es nicht zur Kenntnis. Erst als ich aufstand und den Stuhl hinter mich schleuderte, blickte sie auf.
Ich zog eine Pistole heraus, entsicherte sie und schrie: Niemand bewegt sich!
Die Pistole vor mich haltend, drehte ich mich einmal um die eigene Achse, dabei rief ich: Alle bleiben genau da, wo sie sind! Einige Gäste fingen an zu kreischen. Ich ging zur nächsten Säule, damit ich niemanden in meinem Rücken hatte. Als ich bemerkte, wie sich ein Kellner und zwei Frauen ganz langsam zur Ausgangstür hinbewegten, brüllte ich: Ich habe doch gesagt, alle bleiben, wo sie sind! Abwechselnd zielte ich auf die beiden Frauen und den Kellner. Auch andere, die sich zu den Fenstern begaben oder in den Ecken des Raums Schutz suchen wollten, rührten sich jetzt nicht mehr. Ich erklärte den Leuten, warum ich so wütend war. Man hatte mir eine große Ungerechtigkeit zu-

gefügt, aber ich wußte nach dem Aufwachen nicht mehr, worin diese bestanden hatte.
Ich hatte gar nicht mitbekommen, daß sich Beatrice erhoben hatte. Sie ging auf mich zu und sagte ganz ruhig: Du machst den Menschen angst. Ich zielte auf sie und rief: Geh weg! Sie ging weiter auf mich zu und sagte: Bitte verletze niemanden. Ich schrie: Ich werde schießen! Sie kam immer näher und sagte: Die Menschen haben dir doch nichts getan. Ich fragte: Woher willst du das wissen?
Als sie unmittelbar vor mir stand, streckte sie beide Hände aus und umfaßte meine rechte Hand. Sie blickte mir in die Augen und drückte ganz langsam meine Hand mit der Pistole nach unten. In diesem Augenblick hörten die Gäste und ich eine Lautsprecherdurchsage von der Straße hinter dem Lenbach-Palais. Ich schnellte herum und sah durch die riesigen Fenster, wie Polizeifahrzeuge die Straße abriegelten und Scharfschützen auf mich zielten.
Ich schoß sofort, aber ich gab nur zwei oder höchstens drei Schüsse ab, denn ich erhielt einen Schlag in den Magen, der mich umwarf. Obwohl ich nicht hart mit dem Kopf auf dem Boden aufschlug, war ich benommen. Die Hand mit der Pistole streckte ich von mir, so daß für niemanden mehr Gefahr bestand, die andere Hand legte ich auf die Stelle, wo mich der Schlag getroffen hatte. Ich spürte etwas Warmes.
Es dauerte lange, ehe ich mich dazu durchrang, den Kopf zu heben und die Stelle ins Auge zu fassen. Unter meiner linken Hand hatte sich ein roter Fleck gebildet, der immer größer wurde.
Ich blickte zur Decke hoch und sagte: Ich werde gleich sterben, oder? Meine linke Hand fiel zur Seite, ich spürte die Pistole in der rechten Hand nicht mehr, nicht einmal den

Kopf konnte ich mehr drehen. Beatrice ließ sich auf die Knie nieder, genauso langsam, wie sie vorher auf mich zugegangen war. Sie legte ihre rechte Hand auf die Stelle, wo mich der Schlag getroffen hatte, und sagte: Niemand wird sterben.
Ich wußte nicht, ob ich mit meinen Schüssen jemanden getroffen hatte. Die Gäste verharrten reglos auf ihren Plätzen, die Polizisten vor dem Fenster machten keine Anstalten, den Saal zu stürmen, alle sahen uns neugierig zu.
Plötzlich spürte ich meine Hände wieder, und ich konnte den Kopf heben. Ich verfolgte, wie der rote Fleck kleiner wurde und schließlich ganz verschwand. Die Stelle war nicht mehr warm. Ich betastete mein Hemd, und ich fühlte nicht einmal ein Loch. Als ich aufwachte, hielt ich meine linke Hand an dieselbe Stelle.

Der Schriftsteller ist der einzige, dem noch erlaubt ist, *ich* zu sagen.
Der Wissenschaftler darf das Wort gar nicht in den Mund nehmen. Tut er es trotzdem, gibt er zu erkennen, daß er einen Standpunkt vertritt, den niemand sonst teilen will. Nur Außenseiter und Querulanten sagen *ich*.
Der Geschäftsmann darf lediglich dann *ich* sagen, wenn er tatsächlich nicht sich selbst meint, sondern im Namen der Firma spricht. Aus tiefster Überzeugung. Die Firma spricht durch den Geschäftsmann. Der Geschäftsmann darf für die Firma angeben.
Weil es ihnen verboten ist, wollen alle anderen, daß der Schriftsteller *ich* sagt.
Der Schriftsteller sagt *ich*, auch wenn er gar nicht *ich* sagt.

Jede Figur ist immer er. Der Schriftsteller sagt immer *ich*. Der Schriftsteller gibt mit der ganzen Welt für die für die ganze Welt an.
Beatrice möchte mir beibringen, *du* zu sagen.

Der erste Schritt meines Umerziehungsprogramms bestand darin, daß ich Beatrice auf den Ball der Freunde des Hauses der Kunst begleitete. Für die Freunde, die den größeren Teil des Budgets aufbringen, der kleinere Teil wird von der öffentlichen Hand finanziert, werden Previews, Führungen, Reisen und einmal im Jahr der große Ball veranstaltet. Die Funktionäre des Vereins sind allesamt gescheiterte Industrielle, diejenigen, die wirklich das Geld in die Kasse bringen, übernehmen keine Funktionen. Beatrice hat die Mitgliedschaft von ihrem Vater übernommen.
Wir hatten Plätze unmittelbar an der Tanzfläche und waren noch beim Dessert, als die ersten Ballbesucher mit dem Tanzen begannen, darunter Guggeis. Er mußte später gekommen sein, beim Stehempfang hatte ich ihn nicht gesehen. Er ist kein Freund, jemand hatte ihn mitgebracht, wie Beatrice mich. Eigentlich hätte er mich erkennen müssen, aber er konnte wirklich nicht mit meiner Anwesenheit rechnen, ich selbst erkannte mich kaum wieder in dem Smoking, den ich mir für den Anlaß hatte kaufen müssen.
Ich drehte den Stuhl so, daß ich den Tanzenden den Rücken zuwandte, und stieß übertrieben herzlich mit den anderen Tischgästen an, obwohl ich sie gerade erst kennengelernt hatte. Als die Kapelle endlich Pause machte, erhob ich mich sofort und ging hinaus.
Beide hatten wir unsere Handys dabei, ich rief Beatrice an und erklärte ihr, mir sei nicht gut, sie fragte, ob sie mir helfen könne. Ich antwortete, auf der Herrentoilette könne sie

das leider nicht. Ihre Stimme drückte nicht die Besorgnis aus, die für den Fall angebracht war, daß mir wirklich schlecht gewesen wäre. Sie begriff, es war ein Vorwand.
Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Nicht einmal die Kabine verlassen konnte ich, es bestand ja die Möglichkeit, daß Guggeis hereinkam, vor der Spiegelreihe würde ich ihm nicht entgehen.
Nach einer Ewigkeit, zumindest kam es mir so vor, rief Beatrice mich an. Sie fragte gar nicht, ob ich mich besser fühlte, sondern schlug kommentarlos vor zu gehen. Wir trafen uns vor der Garderobe.
Ich griff nach ihrer Hand, als wir zu meiner Wohnung liefen. Sie erkundigte sich, ob es etwas mit dem großen Mann auf der Tanzfläche zu tun gehabt hatte. Ich erklärte ihr, wer Guggeis war. Darauf konnte sie sich auch an Fotos aus der Zeitung zum Jubiläum seines Verlags erinnern.
Beatrice hatte mit Herren von unserem Tisch getanzt und dabei die Nähe von Guggeis gesucht, um ihn zu beobachten.
Während des Tanzens habe er ständig geredet und gestikuliert. Sie habe an einen Schauspieler denken müssen, der weiß, daß er schauspielert, der aber zugleich an das glaubt, was er spielt. Sie könne ihn sich überhaupt nicht allein vorstellen, es gebe ihn nur, wenn er Publikum habe.
Erst habe er mit einer älteren Dame getanzt, dann mit einer jüngeren Frau, die der ersten ähnlich gesehen habe, vielleicht ihre Tochter. Beim ersten Mal habe er eine Hauptrolle in einem klassischen Stück gegeben, beim zweiten Mal eine Charge gespielt. Einen Aufschneider, der auf einer Parkbank Volksreden hält, der jungen Dame habe es gefallen. Der älteren Dame habe er geschildert, wie er eine Welt erst propagiert und schließlich in die Wirklichkeit umge-

setzt habe. Der jungen Frau habe er den Scharlatan vorgemacht, um seinen Anteil an dieser Welt in einem möglichst rätselhaften Licht erscheinen zu lassen.
Ich erzählte ihr, seine Autoren sagten und schrieben gern über Guggeis Dinge wie: Er ist ein großes Geheimnis, je länger man ihn kennt, desto schwerer kann man ihn erklären, keine Darstellung kann ihm gerecht werden, sein Wirken ist eine Eruption in der Geschichte. Ich fuhr fort, Guggeis funktioniere auch als eine Art Rorschach-Test. Wer versucht, ihn zu portraitieren, zeichnet ein Selbstportrait. Entweder stattet er Guggeis mit Eigenschaften aus, die er am liebsten sich selbst zuschreiben würde, oder er schreibt Guggeis genau die Merkmale zu, die er an sich selbst verabscheut. Wer über Guggeis redet, spricht immer auch darüber, wie er selber sein möchte oder nicht sein möchte.
Beatrice fragte mich, ob Guggeis Kriegsteilnehmer gewesen sei. Ich nickte bejahend.
Wer so gut fickt wie sie, muß intelligent sein. Beatrice ist Psychohistorikerin, sie hat einen Lehrauftrag am Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität. Ihr Vater besitzt eine Supermarktkette in Südtirol. Wir kamen auf ihren Artikel über den Zweiten Weltkrieg zu sprechen, der vor kurzem im *Merkur* erschienen war.
Ich bemerkte, der Ich-Erzähler von Heinrich Böll in *Als der Krieg ausbrach* leidet vor allem darunter, daß er kein nettes Mädchen findet, das mit ihm spazierengeht, Kaffee trinkt und ihn vielleicht am Abend ins Kino begleitet. Die Hölle, das sind für ihn leere, heiße Kasernenhöfe. Er beginnt erst dann wieder zu berichten, *Als der Krieg zu Ende war*. Alfred Andersch läßt in seinem Roman *Winterspelt* den Krieg mit stilistischen Tricks verschwinden, sein Protagonist Major Dincklage kämpft vor allem gegen seine Cox-Arthrose.

Günter Grass hat mit der *Blechtrommel* gleich einen Fantasy-Roman geschrieben.
Beatrice fragte mich, ob ich auch sonst Andersch, Böll und Grass als Gewährsleute anführen würde. Ich sagte nein.
Sie schrieb gerade einen Artikel über die Auswirkungen der NS-Zeit auf das Gegenwartsbewußtsein.
Ich sagte, das Hauptnahrungsmittel der Deutschen sei Wurst. Kein anderes Volk der Welt verzehre so viel zerhacktes, in Därmen abgefülltes Fleisch. Da sei es unvermeidlich gewesen, daß die Nazis an die Macht kamen. Und die Deutschen essen immer noch so viel Wurst.

Am Tag nach dem Ball im Haus der Kunst machten wir eine Wanderung auf die Denkalm. Beatrice bestand darauf, mich zu Hause abzuholen, sie befürchtete wohl, ich würde es mir in letzter Minute noch anders überlegen.
Die bayerische Landschaft leugnet den Kitsch nicht, sie verdammt ihn nicht, vielmehr läßt sie den Kitsch gegen den Kitsch kämpfen. Dabei benutzt sie vor allem solche Kitschelemente, die früher eine sakrale Bedeutung besaßen, um die Wiederauferstehung eines Geheimnisses nahezulegen, von dem man glaubte, es gebe es nicht mehr. Die Jakobsleiter in den Himmel ist in Bayern das Netz der Wanderwege.
Man kommt nicht umhin, die bayerische Natur auch zu bewundern, sie muß schon sehr luzid bleiben, um mit der Ambivalenz ihrer Bestandteile umgehen zu können, die immer im gleichen Ausmaß berauschend und unbefriedigend sind, faszinieren und abstoßen.
Die Wanderer in ihren Timberland-Schuhen, ihren Patagonia-Hemden und ihren Eastpak-Rucksäcken kamen mir

vor wie ein einziger Kunde, der in einem großen Sportgeschäft ein Teil in der Hand hält und sich überlegt, ob er es kaufen soll oder nicht. Er dreht es, um es von allen Seiten zu betrachten, bis in alle Ewigkeit, es gibt das Geschäft nicht mehr, es gibt ihn nicht mehr, es gibt das Teil nicht mehr, es gibt nur noch die Natur, die infernalisch lacht.
Regelmäßig ist die Landschaft durch ein phantastisches Element oder durch mehrere solcher Elemente experimentell verformt, die Natur spielt mit großem Erfindungsreichtum die Auswirkungen durch. Aber immer fehlen Teile des Puzzles. Die Verbindung von paranormalen Fähigkeiten mit dem Schickimicki, die Darstellung des kosmischen Horrors als Sonn- und Feiertagsbanalität stellt die Signatur der bayerischen Landschaft dar. Die bayerische Landschaft ist Kolportage, die Münchner Umgebung paranoid. Alles ist zu kaufen, jedes Ding, jeder Mensch, jede Idee, allein Verschwörungen halten die gekauften Teile zusammen.

Endlich habe ich jemanden gefunden, mit dem ich wandern kann! Meine Freundin heißt Beatrice. Ich habe sie in einem Geschäft kennengelernt und gleich beim ersten Date mit ihr . . . Als Beatrice vorschlug, in die Berge zu gehen, freute ich mich riesig. Ich spürte, es würde ein besonderer Tag werden.
Wir wollten in der Sonne wandern und dabei reden. Aber dann waren wir bald mit wichtigeren Dingen beschäftigt. Ich hatte es noch nie ausprobiert, aber ich hatte schon oft gehört, daß man in den Bergen so gut . . . Mein Traum war schon immer, auf der Denkalm . . .

Zu den vier Elementarkräften im Universum, Gravitation, Elektromagnetismus, starke und schwache Wechselwirkung, muß eine fünfte hinzugenommen werden: Sex mit Beatrice.

Beatrice schafft den, mit dem sie schlafen will, aus dem Nichts, in radikaler, durch nichts bedingter Kreativität und Souveränität. Dabei entsteht ihr Partner nicht in einem einmaligen Akt, er wird immer wieder neu geschaffen. Sex mit Beatrice dient der Verherrlichung Beatrices, ihr Partner vervollkommnet ihre Welt. Sie erweist ihm die Gnade, daß er an der Erhaltung und der Lenkung ihrer Welt mitbeteiligt ist, er spiegelt sich in ihrer Güte.

Alles, was Beatrice tut, entspringt ihrem Wissen, daß es einmal mit dem Sex vorbei sein wird. Sie kann nicht leben ohne das Phantasma, daß der Sex in einer anderen Form dauert. Dieser Horizont beschützt sie. Der Gedanke war mir völlig fremd, bis ich Beatrice traf. Das Bewußtsein, ihre Idee des Sex weitergeben zu können, bewahrt sie davor, in so etwas wie Depressionen zu verfallen. Sie konstruiert meine Erinnerungen und meine Erwartungen, damit ich mit den von ihr produzierten Erfahrungen andere prägen kann. Die Rechnungen, die im jetzigen Leben nicht aufgehen, erfüllen sich in zukünftigen Leben.

Sie schläft mit jemandem, der mit jemand anderem, und der wiederum mit jemand anderem, auf diese Weise entsteht für Beatrice so etwas wie ein heiliger Raum der Dauer. Niemals kann es das letzte Mal sein. Beatrice benutzt Männer zur Realitätsverdopplung. Sie nimmt Dinge und Ereignisse aus der gewöhnlichen Welt heraus und verleiht ihnen besondere Bedeutung, indem sie ihre sexuelle Seite hervorhebt oder sie in eine Situation verwandelt, in der sie Sex hat. Wenn sie daran denken müßte, daß es das letzte Mal ist, würde sie versagen. Trotzdem muß sie die Gewißheit erlangen, was dabei geschieht zumindest eine Strecke weit zu verstehen. Das letzte Mal bedeutet sicheres Wissen und sicheres Nichtwissen zugleich. Sie versucht, es als Grenz-

erfahrung zu definieren, dabei widerspricht seine Form dem Begriff der Grenze, denn der würde ja voraussetzen, daß sich das letzte Mal im vorletzten spiegeln kann. Ihr bleibt nur, das eigene Nichtwissen in der Welt festzumachen. Sie erschafft sich ein System, das ein Weltwissen mobilisiert, in dem ihr Problem kein Einzelproblem mehr ist, in dem es zurücktritt und in einer vertrauten Idee aufgeht.

Der Sex beobachtet uns. Aber der Sex ist doch keine Person, nur eine Person kann beobachten. Auch Dinge und Ideen können beobachten. Die Aufzählung aller Gelegenheiten, bei der Beatrice und ich miteinander schlafen, ergibt immer nur weitere Gelegenheiten. Aber niemals den Sex selbst. Der Sex muß sich unterscheiden, um unterscheiden zu können. Er schafft sich Beatrice, er schafft sich mich, er schafft sich die Situation. Er muß sich nicht notwendigerweise von dem unterscheiden, was er beobachtet.

Der Sex offenbart sich, Beatrice beruft sich darauf, ohne davon zu sprechen, es gibt keinen anderen Zugang zu ihm, als ihn zu haben. Er offenbart sich immer wieder, er wiederholt sich, als ob er ständig Neues verkünden möchte.

Ich bin der Feind, die Heimkehr und das Geheimnis für Beatrice.

Ich bin kein Umstand, der den Sex eines Tages unmöglich macht, ich will sein Ende, ich verkörpere es, im Licht meines Verhaltens gibt es kein natürliches Ende. Sie klagt mich an. Weil das, was ich will, nicht in der Natur der Dinge liegt oder besser in der Natur der Menschen, darf man mich nicht hinnehmen, man muß und kann etwas gegen mich tun.

Aber ich bin auch die Heimkehr, die Ahnung, daß es doch ein natürliches Ende gibt. Mein Schweigen stellt nicht nur eine Bedrohung dar, es verheißt auch Geborgenheit, Nahrung für ihren Geist, Erneuerung. Das Feindbild und das

Heimkehrbild stehen im größtmöglichen Gegensatz zueinander, trotzdem gehören sie zusammen. Auf der einen Seite gefährde ich Beatrice in ihrem innersten Wesen, auf der anderen Seite kann ich gerade dieses Wesen in meinem Schweigen spiegeln und gebe dadurch eine Garantie für seinen Bestand. Beatrice betrachtet das als mein Geheimnis, auf einmal wird mein Schweigen zum Ursprung und zum Ziel. Mein Schweigen ist der eigentliche Kandidat für etwas wirklich Umfassendes, für etwas, das den Raum, den der Sex aufspannt, umfangen kann.

Wir waren vom Weg abgewichen, hatten uns im Wald verirrt und fanden uns plötzlich auf einer Lichtung wieder. Beatrice schlug vor, geradeaus zu gehen, ich folgte ihr. Doch wir kamen den Bäumen vor uns nicht näher. Auch von den Bäumen hinter uns entfernten wir uns nicht. Gleich, welche Richtung wir einschlugen, immer blieben wir in der Mitte der Lichtung.
Ich versuchte, die Bäume zu fixieren, und nahm vor einem Stamm ein Gesicht im Profil wahr. Die Haut sah aus wie die Rinde des Baumstamms. Ich rief Beatrice etwas zu, in dem Augenblick, in dem sie sich hinwandte, war das Gesicht jedoch schon verschwunden.
Auf der Lichtung lagen mehrere Baumstämme am Boden, wieder sah ich ein Gesicht, jemand hockte neben den Baumstämmen. Diesmal bot sich das Gesicht nicht von der Seite, sondern von vorn dar. Es war das Gesicht eines uralten Mannes oder eines Neugeborenen. Ich machte Beatrice leise darauf aufmerksam, beide blickten wir hin, konnten jedoch nur noch eine Bewegung in den Büschen wahrneh-

men. Wir liefen dem Wesen nach, das wir nie zu sehen bekamen, bis die Sonne unterging, aber wir erreichten die Grenzen der Lichtung nicht. Schließlich brach die Nacht herein, und wir rasteten auf der Lichtung. Uns gegenseitig wärmend, schliefen wir ein.

Am Morgen tastete ich um mich. Aber der Traum aus der Nacht nach dem Ausflug mit Beatrice war noch nicht zu Ende. Ich lag auf dem Boden der Lichtung, Beatrice ging zum Rand. Bis jetzt waren wir immer zusammengeblieben und hatten gemeinsam den Mittelpunkt der Lichtung gebildet. Nun entfernten wir uns voneinander. Ich würde weiter den Mittelpunkt der Lichtung bilden. Beatrice würde im Wald untertauchen. Auf einmal würde sie sich in einer anderen Lichtung wiederfinden. Und es gab keine Verbindung zwischen den beiden Lichtungen.

Plötzlich war Beatrice verschwunden.

Schwer atmend erreichte ich die Stelle, an der ich sie zuletzt gesehen hatte, sie lag auch nicht auf dem Boden. Ich rief nach ihr und hörte eine dumpfe Stimme, die aus dem Erdboden zu kommen schien – im selben Augenblick fiel ich auch schon durch ein Loch, das von Ästen verdeckt war, in die Tiefe.

In weichem Erdreich gelandet, griff ich um mich und berührte Beatrice. Sie sagte, sie könne nichts sehen, weil sie mit dem Gesicht zuerst aufgekommen sei, sie rieb sich die Erde aus den Augen. Meine Augen waren noch an die Helligkeit von draußen gewöhnt.

Als wir wieder etwas erkennen konnten, fanden wir uns von leblosen Körpern umgeben. Sie lagen auf dem Bauch, auf der Seite, mit gespreizten Beinen auf dem Rücken, sie waren an den Wänden aufgehängt und am Boden der Höhle aufgeschichtet. Dann wachte ich aus meinem Traum auf.

Ich habe getötet.
Gemordet.
Liquidiert und beseitigt.
Zusammen mit Laura.
Ich stand an der Spitze eines beispiellosen Polizeisystems, offen habe ich Ziele und Absichten einer neuen Qualität formuliert. Nur ich konnte die gestellte Aufgabe erfüllen, andere wären dazu nicht in der Lage gewesen. Selbstsicher sah ich mir bei meinem Experiment zu, niemals habe ich versucht, meine Triumphgefühle zu unterdrücken. Es gab kein Stichwort für mich in irgendeinem Lexikon, ich war eine fundamental andere Art von Mensch. Was ich tat, ich tat es mit ganzem Herzen.
Ich war das Polizeisystem. Kann ein solches System jeden Menschen in ein Monster verwandeln? Oder bietet es lediglich Menschen mit monströsen Neigungen die Gelegenheit, diese Neigungen auszuleben? Kann jeder Mensch ein Monster sein, und wird die Monstrosität unter bestimmten Umständen gewöhnlich?
Ganz allgemein wußte ich immer, was Laura und mich zusammengebracht hatte. Aber wirklich begriffen habe ich es erst, nachdem ich sie verlassen hatte. Was uns zusammenband, war zwar vorstellbar, aber unglaubwürdig. Vielleicht bewirkten auch die zahlreichen Belege dafür eine Art Immunisierung.
Gegenüber Beatrice habe ich Laura nie auch nur erwähnt. Jetzt muß ich Beatrice alles erzählen.
Beatrice wird mich fragen, welche Lehren ich daraus gezogen habe. Ich kann Laura nicht zum Maßstab für alle Frauen machen. Dann müßte ich allen anderen Frauen einen Mangel an Charakter vorwerfen, dann hätte keine Frau Kontur neben ihr, wären alle anderen Frauen wesenlos.

Wird Beatrice sagen, was ich mt einem Teil meines Wesens glaube und wogegen ich mich mit einem anderen Teil meines Wesens verwehre: Wenn Laura einzigartig ist, dann trage ich keine Verantwortung?
Laura muß jede Schilderung unwahr, anstößig und billig finden. Eine Beleidigung für sie, eine Beleidigung auch meiner selbst, ich verwandle etwas nie Dagewesenes in eine Seifenoper, in eine Prozession von falschen Gefühlen und in nackte Leiber, besprengt mit Blut. Nur Laura und ich wissen, wie es war, die anderen wußten es nicht und werden es nie wissen.

Bis dahin war ich Guggeis noch nie begegnet. Er nahm gerade mit seinen Begleitern an einem langen Tisch in einem Selbstbedienungsrestaurant Platz. Weil es nirgendwo sonst einen freien Stuhl gab, ging ich zum anderen Ende des Tisches.
In seinem Gefolge befand sich eine sehr junge Frau, wie ich einem Gesprächsfetzen entnahm, eine neue Lektorin, sie besuchte zum ersten Mal die Frankfurter Buchmesse. Sie kam aus der Schweiz, sprach jedoch Hochdeutsch, lediglich mit einer ihrer Herkunft gemäßen Färbung.
Ob er in der Paulskirche in der ersten Reihe der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels beiwohnt, in einem Fernsehstudio ein Interview gibt oder auf der Buchmesse am Stand seines Verlags mit Buchhändlern spricht, immer empfängt Guggeis in seinem Museum. Tageslicht leuchtet alle Geschosse aus, und doch sind in jedem Saal alle vier Wände vollständig nutzbar. Man kann die Säle auf die verschiedensten Arten betreten und verlassen, mit dem Besucherlift, über die Treppe, mit einem großen Lastenaufzug, über die Feuertreppe, alle Zugänge sind hin-

ter Wänden verborgen. Für den Besucher gibt keine Ablenkungen wie zum Beispiel eine hübsche Aussicht oder elegante Details des Gebäudes, alles in dem Museum ist darauf angelegt, den Blick und die Energie des Besuchers auf das ausgestellte Werk und auf nichts anderes zu konzentrieren.

Guggeis redete auf die junge Lektorin ein, aber er sprach auch zu mir. Offensichtlich kannte er mich von Autorenfotos, später begrüßte er mich mit meinem Namen, gab zu erkennen, daß er Besprechungen meines letzten Buches gelesen hatte, und erkundigte sich höflich nach meinen weiteren Plänen.

Er kenne Menschen, die unendlich viel lesen, und zwar Buch für Buch, die er doch nicht als belesen bezeichnen möchte. Diese Menschen besitzen eine Unmenge von Wissen, doch ihr Gehirn kann nichts damit anfangen. Sie sind nicht dazu in der Lage, das Wertvolle vom Wertlosen zu sondern, das eine im Kopf zu behalten, das andere zu vergessen. Lesen ist kein Selbstzweck, vielmehr soll es helfen, den Rahmen auszufüllen, den Veranlagung und Befähigung um jeden Menschen ziehen. Das Lesen liefert den Baustoff und das Werkzeug für den Lebenslauf des Menschen, zugleich soll es ein Weltbild vermitteln. Der Inhalt des jeweils Gelesenen darf nicht in der Reihenfolge des Buches oder der Bücher im Gedächtnis gespeichert werden, er muß vielmehr den richtigen Platz als Element des Weltbilds einnehmen. Sonst entsteht ein wirres Durcheinander von angelerntem Zeug, das ebenso wertlos ist, wie es den unglücklichen Besitzer eingebildet macht. Jeder, der liest, glaubt, mit seiner Kenntnis der Literatur mehr vom Leben zu verstehen, in Wahrheit aber entfernen sich diejenigen, deren Gehirn den Lesestoff nicht verwalten kann, mit je-

dem neu gelesenen Buch weiter von der Welt, so lange, bis sie nicht selten selbst Bücher schreiben.
Alle Mitarbeiter von Guggeis lachten pflichtschuldigst.
Wer stets den genauen Wortlaut, den Autor, den Titel und vielleicht sogar die Seitenzahl parat habe, dessen Gehirn folge nicht den Linien des Lebens, sondern stelle sich quer zu ihnen. Der sich auf die Kunst des richtigen Lesens versteht, sucht nach einem neuen Blick, den das Buch auf die Dinge wirft, in formaler oder inhaltlicher, in gefühlsmäßiger oder wissensbetonter Weise. Der neue Blick ergänzt oder verändert die Vorstellung des Lesers von dieser oder jener Sache, er macht sie deutlicher und richtiger.
Man kann mit der Besichtigung des Museums im Basement anfangen und ins oberste Geschoß hochsteigen oder aus dem obersten ins unterste Geschoß heruntersteigen, nichts spricht dagegen, in einem mittleren Geschoß zu beginnen. Jeder Saal kann völlig unabhängig, nur für sich betrachtet werden. Der Saal im zweiten Geschoß ist nicht besser zu verstehen, wenn vorher das erste oder das dritte Geschoß besichtigt wurden. Das bedeutet aber auch, daß man beim ersten Besuch des Museums in keinem der Säle errät, wie der nächste Saal aussehen wird, obwohl alle Säle nach demselben Prinzip gestaltet sind.
Die Kunst des Verlegens bestehe darin, die Aufmerksamkeit des Publikums nicht zu zersplittern, sondern immer auf einen einzigen Autor, auf ein einziges Buch zu konzentrieren.
Hier wagte die neue Lektorin Widerspruch. Unter der sichtbar befriedigten Miene des Verlegers wußte sie den Umfang der Backlist des Verlags genauso anzugeben wie die exakte Anzahl der Neuerscheinungen in diesem Jahr. Außerdem konnte sie darauf hinweisen, daß in der Verlagsvorschau die Bücher grundsätzlich entsprechend der alphabetischen

Reihenfolge der Nachnamen der Autoren beworben werden, auch der Nobelpreis ändere nicht den Anfangsbuchstaben des Autorennamens. Das geschehe doch nur deswegen, damit sich die Aufmerksamkeit des Publikums nicht auf einen Autor und ein Buch, sondern auf möglichst viele Autoren, am besten alle Bücher des Verlags richte.
Je einheitlicher sich das Bild eines Verlags darbiete, desto unwiderstehlicher werde die Anziehungskraft der Bücher sein, um so gewaltiger die Wirkung der Verlagswerbung.
Guggeis hob die Stimme und blickte abwechselnd zu der jungen Lektorin und zu mir.
In keiner Weise strebe er an, seine Autoren gleichzuschalten. Aber zur Genialität des Verlegers gegenüber dem Publikum gehöre vor allem, aus den vielen Autoren einen Autor und aus den vielen Büchern ein Buch zu machen. Die Menschen seien unsicher, sie könnten sich nicht entscheiden. Der Leser müsse bereits zwischen den Büchern der anderen wählen. Bei seinem Verlag brauche sich der Leser nicht zu entscheiden, immer kaufe er *ein* Buch.
Der Verleger ist verpflichtet, beharrlich zu seinen Autoren zu stehen und ihre Bücher zu verteidigen. Aber wichtiger ist die Beharrlichkeit bezüglich des Programms. Nie darf er Zweifel daran aufkommen lassen, daß er *ein* Buch verlegt. Wenn sich hier Nachgiebigkeit und Unnachgiebigkeit abwechseln, wenn der Verleger schwankt, wird das Publikum das als einen Beleg dafür nehmen, daß es dem Verleger und dem Verlag an einer festen geistigen Grundlage fehlt. Und es wird die Bücher anderer Verlage kaufen.
Überhaupt solle man sich davor hüten, das Publikum etwa für dumm zu halten. Oft entscheide das Gefühl richtiger als der Verstand. Der Leser wisse genau, die Stabilität eines Verlags sei die Folge der Entschlossenheit des Verlegers, er

beurteile die Wesensart des Verlags nach der Stärke des Verlegers.
Der Leser ist Bestandteil des Begriffs der Literatur: Wenn einer schreibt und nur sich selbst als Leser hat, dann ist das keine Literatur, sondern eine Geisteskrankheit.
Guggeis benutzt Spiegel nicht, um sich selbst zu spiegeln, um sich selbst zu vervielfältigen. Er stellt Spiegel gegeneinander, um ein Gefühl von Unendlichkeit zu erzeugen. Wenn Guggeis sich in etwas spiegelt, dann in dem Gefühl der Unendlichkeit. Im Spiegelsaal seines Museums kann man alles sehen, was dort ausgestellt ist, alle Personen, die sich in einiger Entfernung von einem selbst in dem Raum aufhalten. Das einzige, was man nicht sehen kann, ist das eigene Spiegelbild. Aber das stellt nicht das einzige Paradox im Spiegelsaal dar. Auf einmal werden die Treppenzugänge und die Lifts sichtbar, die die Architektur verbirgt. Die Spiegel verstecken, was sonst gegenwärtig ist, und zeigen, was ursprünglich unsichtbar war, sie stülpen die Struktur des Saals um wie einen Handschuh.
Die neue Lektorin fragte, an wen solle sich die Werbung für ein Buch richten? An den Leser, an den Buchhandel oder an die Rezensenten?
Jeder, der in einem Verlag anfange, gleich ob in der Auslieferung oder im Lektorat, Guggeis ging bereitwillig auf die Frage ein, bekomme immer dasselbe zu hören: Man müsse sich mit den Rezensenten gut stellen, erreichen, daß sie freundliche Dinge über das Buch, den Autor und den Verlag schrieben. Dann ordere der Buchhandel, kaufe der Leser. Das sei nicht falsch. Dennoch gelte, die Werbung für ein Buch habe sich ewig nur an den Leser zu richten.
Die Rezensenten sind meistens Germanisten, die Germanistik ist eine Wissenschaft, zumindest möchte sie eine

sein. Die Werbung hat sich auf die Aufnahmefähigkeit des Durchschnittlesers einzustellen, nicht auf die geistige Höhe eines Germanistikstudiums oder einer Buchhändler- oder Verlagsausbildung. Je bescheidener der wissenschaftliche oder intellektuelle Ballast der Werbung ist, je ausschließlicher sie auf das Fühlen des Lesers Bezug nimmt, um so durchschlagender wird der Erfolg sein. Ein Vorschautext ist kein Prosastück, eine Anzeige kein Gedicht. Mit dem Rezensenten darf man nicht als Rezensenten sprechen, sondern man muß mit ihm reden wie mit dem Leser, nur dann wird er in seiner Besprechung etwas schreiben, was dem Leser etwas sagt. Genauso darf man mit dem Buchhändler nicht wie mit dem Buchhändler sprechen, sondern wie mit dem Leser, dann wird er das Buch auch dem Leser verkaufen. Nie soll man versuchen, jemanden zu belehren. Den Rezensenten nicht, weil er bereits alles weiß, den Buchhändler nicht, weil er keine Zeit hat, den Leser nicht, weil er schon von allen anderen belehrt wird.

Wirkungsvolle Werbung müsse völlig subjektiv sein und sich auf wenig beschränken, das immer wiederholt wird. Der größte Fehler, den man machen kann, besteht darin, für ein Buch objektiv zu werben, aufzuzeigen, warum das Buch gut ist, und zu behaupten, daß der unparteiische Leser gar nicht anders könne, als es gut zu finden. Genau das will der Leser nicht hören. In seiner Arbeit wird er beurteilt, in seiner Familie verurteilt, immer wieder nach angeblich objektiven Kriterien. Als Leser möchte er den Tyrannen spielen, den Daumen senken oder nach oben stellen, wie es ihm gefällt. Die Wissenschaft ist die Heimstatt des Objektiven, die Literatur diejenige des Subjektiven.

Das Museum bannt seine Besucher. Man kann Guggeis ewig zuhören.

Bei der Konzipierung der Werbung für ein Buch darf man sich niemals von denjenigen leiten lassen, die alles wissen, die alles kennen, die alles gelesen haben. Sie werden in kurzer Zeit aller Dinge überdrüssig, die Überschrift über ihrem Leben ist Abwechslung, niemals werden sie es fertigbringen, sich in die Köpfe anderer Menschen hineinzuversetzen, die dieses Bedürfnis nicht besitzen. Der Leser braucht nicht alles zu wissen und zu kennen, dafür hat er starke Gefühle. Die Reklame für ein Buch muß immer an diese Gefühle appellieren. Im Gegensatz zu Germanistikprofessoren ist der Leser in seinen Gefühlen stabil. Glaube ist schwerer zu erschüttern als Wissen.

Ein Verlagsprogramm wird nicht durch Aufklärungsarbeit durchgesetzt, sondern durch Gewinnung der Meinungshoheit. Der geborene Verleger feilscht und handelt um die Gunst des Lesers im Auftrag der Literatur. Leider nimmt die Öffentlichkeit sehr oft nur das Feilschen und Handeln wahr und nicht dessen Inhalt, so zieht es auch viele kleine Geister an, die meinen, sie hätten die geistige Ausrüstung, um Verleger zu spielen. Wer Bücher verlegt, muß ein Opfer bringen, um den Gott des Publikums günstig zu stimmen. Ohne verlegerische Tatkraft gibt es keinen Fortschritt in der Literatur. Nur der Verleger kann die letzte und schwerste Verantwortung tragen. Wenn jemand nicht fähig ist, ein Buch von tausend Seiten auf einen Punkt zu reduzieren, dann taugt er nicht zum Verleger.

Sosehr es notwendig ist, die Gunst des Lesers zu erringen, mit welchen Mitteln auch immer, sowenig darf es angehen, im Verlag zu handeln und zu feilschen. Niemals kann die Mehrheit in der Verlagskonferenz den Mann ersetzen. Sie ist nicht nur eine Vertreterin der Dummheit, sondern vor allem der Feigheit. Hundert schlechte Manuskripte

ergeben kein gutes und zehn falsche Gutachten kein richtiges ...

In diesem Augenblick meldete sich das Handy des Mannes neben Guggeis. Er erhob sich, um nicht am Tisch zu telefonieren, blieb dann jedoch unmittelbar neben seinem Stuhl stehen. Er hörte nur zu, sagte ein paarmal abgehackt ja und schließlich auf Wiederhören, ehe er sich betreten auf seinen Stuhl zurückfallen ließ. Guggeis hatte mitten in seiner Rede innegehalten und blickte den Mann mit dem schmalen Haarkranz und der spiegelnden Glatze scharf an, so daß der gar nicht anders konnte, als zu berichten.

Pototsching hat sich verletzt. Es ist im Anschluß an eine Ecke passiert. Er stürmte aus dem Tor, sprang, faustete den Ball in der Luft und ließ sich dann zu Boden fallen. Eine Routineaktion – nur explodiert üblicherweise dabei nicht die Schulter. – Er wird sechs Monate den rechten Arm nicht bewegen können.

Eine saublöde Verletzung für einen Torwart, bemerkte die neue Lektorin.

Wie weit ist er mit dem Buch? herrschte Guggeis den Mitarbeiter an, offensichtlich der Lektor Pototschings.

Der zuckte mit den Schultern und nahm die große runde Brille aus Naturhorn ab, um sie mit einem Stofftaschentuch zu putzen.

Guggeis wandte sich an die neue Lektorin. Pototsching schreibt mit der rechten Hand. Sie wissen, wie wichtig er für den Verlag ist?

Das stellte eine als Frage formulierte Zurechtweisung dar, schuldbewußt schlug die Lektorin die Augen nieder.

Der Lektor versuchte, seiner jungen Kollegin zu Hilfe zu kommen: Von der U15 bis zur U18 war Pototsching Torhüter der Schweizer Nationalmannschaft. Sporadisch spielt

er heute noch bei den Amateuren von Hertha BSC Berlin. In seinem Körper stecken neun Schrauben. Er hat sich vier Finger der rechten Hand gebrochen, den linken Daumen zweimal, das linke Handgelenk ebenfalls zweimal ...

Guggeis fiel dem Lektor ins Wort: Ein Verlag braucht Bestseller! Kein Verlag kann mehr ohne Bestseller leben! Pototschings Buch ist als Spitzentitel für den nächsten Herbst fest eingeplant. Niemand kann es mit Pototsching aufnehmen, wenn es darum geht, Beziehungen zu schildern. Pototsching schreibt seine Bücher immer in einem Zug durch. Er ist nicht abzusehen, was passiert, wenn er unterbrochen wird.

Bereits am nächsten Tag erhielt ich die erste Mail von La Trémoïlle. Anfang des kommenden Monats halte er sich drei Tage in München auf, er wolle mich gern treffen. Ich verabredete mich mit ihm im Augustiner.

Über keinen anderen Literaturagenten wird in der Presse soviel berichtet wie über La Trémoïlle. Seine adelige Herkunft, seine exzentrische Erscheinung und der seiner Behinderung abgetrotzte Erfolg haben ihn zum Star gemacht. Er kommt sogar in der *Bunten* und in der *Gala* vor. Alle meine Bücher sind im selben Verlag erschienen. Würde er mir vorschlagen, den Verlag zu wechseln? Wie hoch würde der Vorschuß sein?

La Trémoïlles lange schwarze Haare waren so geschnitten und gewellt, daß man meinen konnte, er trage Kopfhörer. Auf seiner roten Krawatte räkelte sich ein blondes Pinup-Modell aus den fünfziger Jahren in einem schwarzen Bikini mit weißen Punkten.

Wie viele Biere schaffen Sie?

Da ich nicht antwortete, nahm er seinen Palm aus meinen Händen und schrieb: *Wenn es ein wirklich gutes Bier ist, wie etwa Augustiner Edelstoff, kriege ich am Nachmittag oder am Abend schon einmal sechs Maß zusammen.*

Ich überlegte, wann ich zuletzt richtig betrunken gewesen war, aber ich konnte mich nicht erinnern. La Trémoïlle schrieb, das Starkbier von Paulaner sei auch gut, aber Löwenbräu dürfe man niemals trinken, Löwenbräu schmecke wie Spülwasser. Als der Kellner uns die Biere gebracht hatte, stieß ich mit La Trémoïlle an.

Bier ist Münchner Milch, man kann Bier auch zum Frühstück trinken, wenn man Durst hat. Weißwurst, Bier und Kastanienbäume, ich habe immer Heimweh nach München. – Mal eine schöne Frau kennengelernt, die gern viel Bier trinkt?

Überrascht schüttelte ich den Kopf.

Auf meine Frage, wo er übernachte, schrieb er, im Hotel Vier Jahreszeiten, Zimmer 203, die Ecksuite. Entweder

dort oder im Hotel Mandarin Oriental ganz oben im Turm. Als er bemerkte, daß ich mit dieser Information nichts anfangen konnte, griff er erneut zu seinem Palm, schrieb ein einziges Wort darauf und reichte ihn mir zurück. Ich las *Seitensprungzimmer*. Mit Ausrufezeichen.

Natürlich machte er mir ein Angebot. Ich weiß nicht mehr, ob während des Schweinsbratens, davor oder danach. *Guggeis will Sie in seinem Verlag*. Er habe ihm, La Trémoïlle, den Auftrag gegeben, mich von meinem jetzigen Verlag loszueisen.

Guggeis biete mir einen Vertrag für die nächsten drei Bücher an, und La Trémoïlle nannte eine Garantiesumme, die mich schwindlig machte. Natürlich wisse er, das Geld sei für mich nicht ausschlaggebend, aber wenn ich zu Guggeis ginge, könne er, La Trémoïlle, garantieren, daß ich wesentlich mehr Auslandslizenzen bekommen würde als bisher.

Ich Narr war nicht einmal mißtrauisch.

Üblicherweise erkundet ein Agent zunächst die Bereitschaft des Autors zu wechseln, zeigt sich dieser interessiert, preist er den Autor auf dem Markt an und wählt denjenigen Verlag aus, der dem Autor das meiste Geld bietet. Ich fragte mich nicht, warum mir La Trémoïlle sofort das Angebot eines konkreten Verlags machte. Oder warum Guggeis mir nicht selbst ein Angebot unterbreitete, die Einschaltung eines Agenten machte die Sache für ihn teurer.

In der Vergangenheit habe Guggeis die wichtigsten deutschsprachigen Autoren unter seinem Dach versammelt. Jetzt ergreife er die Initiative, um die alte Herrlichkeit wiederherzustellen. So La Trémoïlle. Auf den Gedanken zu fragen, ob es nicht noch um etwas anderes ging, kam ich nicht.

Der Verlagsleiter des Konzernverlags, in dem meine Bücher erschienen, hatte seine Zusagen stets eingehalten. Das galt insbesondere für die Werbung. Mit den Übersetzungen in andere Sprachen stocherte La Trémoïlle allerdings zielsicher in einer Wunde. Die für die Auslandsbeziehungen der Konzernverlage zuständige Dame mochte mich oder meine Bücher nicht. Erkundigte ich mich, warum es nicht gelang, mehr Auslandslizenzen abzusetzen, hörte ich immer nur, das sei für deutsche Autoren generell schwierig.

Ich erklärte La Trémoïlle, ich würde es mir gründlich überlegen. Das meinte ich so, wie ich es sagte, und ich meinte nicht ja. Aber dann schrieb La Trémoïlle, er sehe heute abend Pototsching, ob ich nicht dazukommen wolle. Er treffe sich mit Pototsching im P 1.

Vor dem Gesetz. Das P 1 im Haus der Kunst ist die älteste und bekannteste Diskothek Münchens, hier feiern Boris Becker und Claudia Schiffer. Ich war bald fünfzig Jahre alt, noch nie war es mir gelungen, ins P 1 hineinzukommen. Das P 1 hat zwei Arten von Stammgästen: die drinnen und die draußen. Ich führe keine Strichliste, aber ich glaube, im Lauf der Zeit wurde ich zwei dutzendmal zurückgewiesen. Trug ich Krawatte, wurde ich abgewiesen und nach mir jemand in Jogginghosen und Sweatshirt mit Kapuze hineingelassen. Kam ich im T-shirt nicht hinein, hatte nach mir jemand im blauen Anzug freie Bahn. Ich blickte dem Türsteher fest in die Augen, es nützte nichts. Ich wollte an dem Türsteher vorbeigehen, ohne ihn anzusehen, als wäre ich schon oft drin gewesen, das erwies sich als genauso fruchtlos. Meist versuchte ich es allein, zwei- oder dreimal auch in Begleitung, es war unendlich peinlich. Sobald man die Tür erblickt, gerät das lockere Gespräch völlig künstlich oder versandet. Es gibt nur eine Möglichkeit, den Türste-

her zu überwinden: Man muß sich in Begleitung von zwei oder mehr schönen Frauen befinden.
Im Augenblick, als La Trémoïlle ein Treffen im P 1 vorschlug, war klar, daß ich tun würde, was er von mir wollte.

Dieses Buch ist ein Glücksfall. Unwiderstehlich in seinem Einfallsreichtum, mitreißend in seiner Flut der Geschichten, elektrisierend in seiner Ironie, berührend in seiner verzweifelten Komik. – Von der ersten Zeile an schlägt er einen frischen und doch fast klassischen Ton an, der das vielschichtig komponierte Werk souverän zusammenhält. – Das Buch erinnert bereits im Tonfall des äußerlich gefaßten, innerlich aber erregten Konstatierens an Max Frisch. – Der Sog der Erzählung ist so stark, daß der Leser kaum eine Chance hat zu bemerken, wie kunstvoll Pototsching ein Puzzle aus Anspielungen und versteckten Hinweisen auslegt, das sich erst am Ende zu der einzig möglichen Lösung zusammenfügt. Das Ergebnis ist ein in jeder Hinsicht perfektes Debüt, eine scheinbar ganz normale Liebesgeschichte, aber voller doppelbödiger Spannung. – Gleichwohl ist dieses Buch ein kleines Wunder. Mit Tonio Pototsching betritt ein junger Autor die literarische Bühne, das kommt alle Jahre vor und ist an sich nichts besonderes. Doch diese neue Stimme verändert den literarischen Raum. – Pototsching ist ein eminent kluger und genauer Erzähler, ein ausgezeichneter Architekt lebensechter Atmosphäre, und die Klaviatur der Töne beherrscht er virtuos: Ironie, Leichtigkeit und Witz, Poesie, Lakonie und tiefen Ernst.

So oder so ähnlich lauteten die Kritiken zu seinem ersten Buch, das wie alle folgenden durchgängig im Konjunktiv verfaßt ist.
Das Buch stand wochenlang auf Platz eins der *Spiegel*-Bestsellerliste, Pototsching verkaufte eine halbe Million Exemplare und noch einmal so viele Taschenbücher, dazu kamen Übersetzungen in fünfundzwanzig Ländern.
Die Buchumschläge betonen seine Fußballkarriere und daß er schon lange in Deutschland lebt. Sein letztes Buch wurde mit einem lebensgroßen Plakat beworben, das ihn in Jeans und Muscle shirt zeigte und seine athletische Figur voll zur Geltung brachte. Die halblangen schwarzen Haare fielen ihm dekorativ ins Gesicht, das Grübchen in seinem Kinn war gut ausgeleuchtet.
Pototsching konstruiert funktionsfähige Scheinmaschinen, Behelfsvorrichtungen, dadaistische Spielzeuge. Seine Romane sind Pseudoromane, eine Art schlechter Witz, komischer Ausdruck eines Vernichtungstriebs, varietéartige Meditationen über das Ende, Slapstickdarstellungen einer Angst, die ich nachvollziehen kann. Ein allmählicher Zusammenbruch bildet das Leitmotiv und sorgt für die innere Bewegung. Die Sprache imitiert primitive technische Spielereien ohne jegliche technologische Perfektion. Er versucht, mit Sprache Sprache aufzuspießen, mit Sprache Sprache zu entlarven und zu entstellen, um dem Leser ein Gefühl der Überlegenheit zu verschaffen.
Der Roman als hochentwickeltes Gerät im Dienste eines primitiven Instinkts, als Werkzeug triebhafter Gewalt. Er spiegelt unsere Aggressivität und Destruktivität, den Willen zur Macht, der nur angeblich im Dienst der Selbsterhaltung steht, auf akzeptable Weise wider. Der Roman gerät zu einem Gegenstand, vor dem der Leser Angst hat, zu ei-

nem geheimnisvollen Idol, das der Leser günstig zu stimmen versucht. Die Verwandlung in ein bizarres Spielzeug macht aus dem Roman jedoch auch immer etwas Gutartiges.

Pototsching heilt den Leser von seiner unbewußten Angst vor dem Roman. Er spielt die List des Künstlers gegen die Professionalität des Ingenieurs aus, er behauptet, der Künstler vermag den Schaden, den der Ingenieur unweigerlich anrichtet, wiedergutzumachen. Pototsching hätte nicht den Erfolg, wenn er die Romanform angreifen würde oder wenn er tatsächlich an ihr Geschmack finden würde. Als ob er eine humanistische Absicht verfolgen würde, reduziert er die Romanform auf ihre Widersinnigkeit und arbeitet heraus, wie der Roman dem Leben auf gröbere und feinere Art Gewalt antut. Pototschings Bücher beschreiben eine Welt, die weder mitfühlend noch feindlich ist. Der Autor wäscht seine Hände in Unschuld.

Tonio Pototsching ist der Enkel von Giacomettis Tonio Pototsching. Der war Hausmeister eines Komplexes in der Rue Hippolyte-Maindron, in dem Giacometti zwei Atelierräume gemietet hatte. Schweizer wie Giacometti, kollaborierte er jedoch während der Besetzung Frankreichs mit den Deutschen. Er hatte einen Verwaltungsposten bei der Organisation des Baus von Verteidigungsanlagen an der normannischen Küste, seine Lebensgefährtin Renée Alexis nahm seine Aufgaben als Hausmeister wahr. Als die Alliierten Frankreich zurückeroberten, setzte sich Pototsching nach Osten ab. Eine Zeitlang tauchte er in Wien unter, ehe er sich schließlich den alliierten Behörden als Displaced person präsentierte. 1946 kehrte er schwerkrank nach Paris zurück, er litt an einer Leberzirrhose, von der er sich nicht erholte.

Je le revis, schrieb Giacometti, *au fond de son lit, immobile, la peau jaune ivoire, ramassé sur lui-même et déjà étrangement loin, et je le revis peu après, à trois heures du matin, mort, les membres d'une maigreur squelettique, projetés, écartés, abandonnés loin du corps, un énorme ventre boursouflé, la tête jetée en arrière, la bouche ouverte. Jamais aucun cadavre ne m'avait semblé si nul, débris misérable à jeter comme le cadavre d'un chat dans une ornière. Immobile debout devant le lit, je regardais cette tête devenue objet, petite boîte, mesurable, insignifiante. À ce moment-là, une mouche s'approcha du trou noir de la bouche et lentement y disparut.*

Tonio Pototsching hatte mit Renée Alexis einen Sohn, der später in die Schweiz zog. Tonio Pototsching, der Enkel, wuchs in Chur auf.
Während ich den Weg von meiner Wohnung am Königsplatz zum Haus der Kunst zu Fuß zurücklegte, lag die Stadt unter einer Nebelglocke. Ich konnte weder die Staatskanzlei noch den Englischen Garten erkennen. Auf dem Innenstadtring fuhren nur vereinzelt Autos. Um das Haus der Kunst herum stieg der Nebel empor, über ihm formte er sich zu einem Dach. Im Licht der gelblichen Straßenbeleuchtung warfen die Säulen graue, kalte Schatten.
Bevor ich auch nur den Mund öffnen konnte, machte mir der Türsteher auf.
Hatten mich La Trémoïlle oder Pototsching beschrieben, so daß der Türsteher mich erkannt hatte, oder wäre ich an diesem Abend auch so ins P 1 hineingelassen worden?
Im Inneren des P 1 glaubte ich, meinen Augen nicht zu trauen. Eine im bayerischen Stil eingerichtete Diskothek

aus den siebziger Jahren, nur halbvoll. Ich war keineswegs der Älteste, mehrere angejahrte Herren vergnügten sich in Begleitung auch nicht mehr ganz junger Damen.

En entrant dans ma chambre, la nuit suivante, je m'aperçus que, par un curieux hasard, il n'y avait pas de lumière. A., invisble dans le lit, dormait. Le cadavre était encore dans la chambre à côté. Ce manque de lumière me fut désagréable et, sur le point de traverser nu le couloir noir conduisant à la salle de bains et qui passait devant la chambre du mort, je fus pris d'une véritable terreur et, tout en n'y croyant pas, j'eus la vague impression que T. était partout, partout sauf dans le lamentable cadavre sur le lit, ce cadavre qui m'avait semblé si nul; T. n'avait plus de limites et, dans la terreur de sentir une main glacée toucher mon bras, je traversai le couloir avec un immense effort, revins me coucher et, les yeux ouverts, je parlai avec A. jusqu'à l'aube. En sens inverse, je venais d'éprouver ce que j'avais ressenti quelques mois plus tôt devant les êtres vivants.

Wie Giacometti spürte ich die Anwesenheit Pototschings, die das ganze Ladenlokal ausfüllte. Es ging nicht nur um meinen Verlagswechsel, sondern noch um etwas anderes, Wichtigeres. Ich schwitzte und fror zugleich.
Aus der Art unserer Begrüßung hätte ein unwissender Dritter niemals schließen können, daß wir uns kannten. Einmal hatten wir eine Gemeinschaftslesung gehabt.
Ebenso freundlich wie umweglos setzte Pototsching mir auseinander, warum ich zu Guggeis wechseln sollte. Guggeis stehe für den Kampf in der Literatur. Härte, Grausamkeit, Unbarmherzigkeit. Im Augenblick glaube Guggeis, was er sage, in Wahrheit glaube er gar nichts, bis auf eins,

daß er die Zukunft vorwegnehme, daß es nach ihm keine wirklich interessanten Entwicklungen mehr geben könne. Daran habe sich auch mit dem Alter nichts geändert. Er denke nur in den Kategorien Sieg und Niederlage. Verkaufe sich ein Buch gut und habe es gute Kritiken, dann sei das der Sieg, schlechte Kritiken, schlechte Verkaufszahlen seien die Niederlage. Er strebe nach nichts anderem als nach dem ordinären Sieg seiner Literatur.

Dabei sei Gestaltlosigkeit der Grundzug seines Denkens. Guggeis wolle nur siegen. Was die Literatur seines Verlags wirklich darstelle, bleibe letztlich immer im Ungefähren. Auch innerhalb seines Verlags herrsche ständig Kriegszustand. Es möge Geschäftsführer geben, Programmleiter, Verkaufsleiter, aber niemand habe irgendeine Freiheit. Der Feind stehe stets vor den Toren. Die Angestellten des Verlags würden ständig unter einem dumpfen Druck gehalten. Niemand glaube, daß er Guggeis durchschaue, denn der spiele wirkungsvoll vor, daß er sich selbst nicht kenne. Seine Wutanfälle seien gefürchtet, gespielt oder echt, das sei gleich, ein Mittel der Herrschaft über seine Umgebung.

Der Pegel der Musik erforderte nicht, daß Pototsching laut sprach, bei manchen Sätzen zog er die Augenbrauen hoch, um dem Gesagten ein besonderes Gewicht zu verleihen. Er redete langsam wie jemand, der üblicherweise sehr viel schneller spricht, der jedoch seinem Gegenüber das Gefühl geben will, diese Unterhaltung sei für ihn besonders wichtig. Mit Nicht-Schweizern spricht er immer ein lupenreines Hochdeutsch.

Der Stärkere siege, alles andere seien Sentimentalitäten. Guggeis schwimme immer noch regelmäßig und mache etwas, was er Power walking nenne. Man glaube ihm, daß er

der Stärkere sei. Wenn etwas nicht so funktioniere, wie er es sich vorstelle, verursache er bewußt ein Chaos. Er greife seinen Gegner im persönlichen Bereich an, davor schrecke er auch bei Kritikern nicht zurück, und er mache die Sache zu seiner persönlichen Sache. Sein Neid auf jeden, der mehr Erfolg habe als er selbst, sei abgrundtief. Er hasse jeden Autor, jeden Kritiker, jeden anderen Verleger, der etwas sei und etwas könne. So lange, bis der Autor sein Autor sei, bis der Kritiker gut über seine Autoren schreibe, bis der andere Verleger Schiffbruch erlitten habe. Dann lobe und liebe er, am liebsten preise er die Verdienste gestorbener Verleger und solcher Verleger, die ihren Verlag verkauft hätten oder pleite gegangen seien. Sein Spielfeld: das chronische Müdigkeitssyndrom der Intellektuellen. Die Umstände müßten sich nach ihm richten, nicht umgekehrt. Den Lesern, den Buchhändlern, den Kritikern, den Autoren werde angst, wenn sie sich an seinen Forderungen messen sollen, er befriedige ihr Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit, indem er sie zum Teil seiner Verlagskultur mache. Was sich ihm entgegenstelle, trete er nieder.

Niemand verkörpere den Wahn, daß in der Literatur ständig etwas Neues kommen müsse, so eindrucksvoll wie Guggeis. Obwohl er unablässig und immer wieder die Geschichte seines Verlags beschwöre, obwohl sein Verlag von seiner Backlist lebe, verachte er die Tradition. Er bilde sich ein, nur er sei dazu in der Lage, zu jeder Zeit und immer wieder neu das Gute aus Vergangenheit und Gegenwart auszuwählen und zu vereinigen.

Guggeis sei wirklich ein Mann der Tat. Obwohl sein Verlag auch als Wissenschaftsverlag herausrage, wisse er gar nicht, was Theorie sei. In Wahrheit verachte er diejenigen, die am Faden einer Theorie hingen. Er brauche Gegner, um

überhaupt zu fühlen, daß er lebe. Weil ihm das Feuilleton fast ausnahmslos zu Füßen liege, müsse er sich seine Gegner selbst heranzüchten, manche Autoren verlege er nur, um Gegner innerhalb des Verlags zu haben – hier wußte ich nicht, ob ich mich nicht gemeint fühlen sollte.
Das Verlagslogo sei kein Heilszeichen, sondern ein bannendes Symbol. Es herrsche den Leser an: Hier ist ein Wille, der seinen Namen verdient, und du hast keinen Willen.
Pototsching ist unfähig, einfach etwas zu sagen oder zu tun, ohne zugleich die Wirkung dessen, was er sagt oder tut, einzuberechnen. Das bedeutet nicht notwendig, daß er beeindrucken oder gefallen will. Pototsching will die Wirkung erzielen, die Pototsching gefällt. Er ist eitel in der Art eines Berufsspielers, der gewinnt. Er muß kein guter Verlierer sein. In diesem Fall verunsichert er seine Mitspieler, ein Element des Unberechenbaren, des Bösartigen scheint auf. Er verbreitet Angst und Schrecken, damit man ihn wieder gewinnen läßt.
Als ich Pototsching fragte, warum *er* bei Guggeis sei, nahm er das Glas mit dem Whiskey Soda in die rechte Hand, blickte es an, als ob er sich darauf konzentrieren müßte, um es langsam erst nach vorn, dann nach hinten zu kippen, so daß sich die Eiswürfel klirrend verschoben.
Jetzt erst fiel mir auf, daß er den Oberkörper völlig starr hielt, ich hatte überhaupt nicht an seine Verletzung gedacht. Er trug ein schwarzes Jackett mit kolossal breiten Schultern. Wenn er dazu in der Lage war, ein Jackett anzuziehen, dann konnte seine Verletzung nicht so schwerwiegend sein, wie der Lektor sie geschildert hatte.
Er, Pototsching, glaube an Guggeis. Er glaube an die Lernfähigkeit von Guggeis.
Als er das sagte, lachte Pototsching zum ersten Mal, er ent-

blößte beide Zahnreihen und streckte das Kinn vor. In diesem Moment traf La Trémoïlle ein.
Die Oberarme an den Körper gepreßt, die Unterarme angewinkelt, ließ Pototsching seine Zigarette von einer Hand in die andere wandern. Die Zigarette befand sich immer wieder vor seinem Mund, aber er steckte sie nicht hinein.
Guggeis habe sich Gedanken, Autoren, Buchhändler und Kritiker organisiert, jetzt habe er Universitätsprofessoren und Doktorhüte im Visier. Je älter er werde, desto rasender werde seine Tätigkeit. Er nehme alles ernst und gleich ernst. Er halte keinen Abstand von der Wirklichkeit, aber er sehe in ihr nur sich.
Mit der linken Hand steckte Pototsching sich die Zigarette in den Mund, La Trémoïlle zündete sie ihm dienstfertig an.
Sein Verlag sei ewig, sein Verlag sei endgültig, deswegen könne Guggeis aus dem Augenblick und für den Augenblick handeln. Er wähne, alles und alle immer in der Hand zu haben. Er müsse sich nicht nach Grundsätzen oder einem zeitübergreifenden Gesetz richten, es gebe ja seinen Verlag. Seine Intuition habe schließlich die Guggeis-Kultur geschaffen, also könne sie auch in der alltäglichen Anwendung nicht falsch sein.
Guggeis sei nicht einsam und nicht allein, er sei der einzige. Alles sei Schwindel, alles sei Mache.
Was ihn, Pototsching, an Guggeis überzeuge: Daß er nie stehenbleibe und mit nichts paktiere. Er könne das nur, weil er wirklich etwas Neues verkörpere. Seine Unbestimmtheit in bezug auf die Zukunft halte er für eine Form von persönlicher Klugheit. Die Guggeis-Kultur bedeute für ihn, Pototsching, Leben anstatt starrer Formen, Bildung und Weltanschauung anstatt akademischer Philosophie.
Eben hatte Pototsching noch mit der brennenden Zigarette

gespielt, sie mit der linken Hand senkrecht vor sich gehalten und mit dem Daumen der rechten daran auf- und abgestrichen. Als La Trémoïlle das Buch aus seiner Aktentasche zog, verloren die Gesichtszüge Pototschings plötzlich ihren Halt. Sein Kopf schien auf der Zigarette aufgespießt, sein Mund stand offen, ich konnte seine Zähne nicht mehr sehen, seine Augen quollen hervor und blickten über mich, über La Trémoïlle hinweg.

Der legte das Buch mit der Rückseite nach oben auf den Tisch. Alle blickten wir auf die Fotografie einer großen, schlanken Frau in Militärhosen und einem grünen Unterhemd. Die Frau war kahlgeschoren, ihre dunklen Haare waren um ein paar Millimeter nachgewachsen, sie preßte die Lippen fest zusammen, ihr Gesichtsausdruck war ernst, entschlossen, gequält.

Der Literaturchef eines Nachrichtenmagazins hatte mich breitgeschlagen, das Buch zu rezensieren. Ich hätte ihm dennoch nichts geschickt, wenn ich das Buch nicht gut gefunden hätte, ich würde einen anderen Autor, lebend oder tot, niemals verreißen. Der Titel des Buches war: *Der Mann, der in der Luft gehen konnte*. Auf dem Umschlag und im Buch lautete die Autorenangabe: *Laura oder Lisa Turner.* Ich hatte das für eine Marketing-Erfindung gehalten und mich in meiner Besprechung auch so geäußert. Später las ich dann ein Interview, in dem die Autorin offenließ, ob sie oder ihre Zwillingsschwester das Buch geschrieben hatte.

Ich hatte das Buch euphorisch besprochen, auch sonst hatte es ein wohlwollendes Echo gefunden. Die Verfasserin hatte ich nie getroffen, ich kannte nur das Foto von ihr auf der Rückseite des Umschlags.

Pototsching hatte sich wieder in der Gewalt, er machte mit

der Zigarette in der linken Hand eine entschlossene Bewegung vorwärts, als ob La Trémoïlle oder ich ihn etwas gefragt hätte, und er gäbe begeistert seine Zustimmung.
La Trémoïlle schrieb etwas auf seinen Palm, gab ihn Pototsching, der sah auf das Display und gab den Palm ohne hochzublicken an mich weiter. Auf dem Palm stand: *Laura war Tonios Freundin. Sie haben sich gerade getrennt.*
La Trémoïlle schrieb erneut auf den Palm, reichte ihn Pototsching, dieser beachtete das Geschriebene nicht. Ich las: *Pototsching schreibt nur mit der Hand. Das Manuskript ist zu dreiviertel fertig. Wegen seiner Verletzung muß Pototsching es mit der linken Hand zu Ende schreiben. Das kann nur Laura lesen. Sie können sie dazu überreden, das Manuskript abzuschreiben.*
Ich verstand nichts. Wie sollte ich die Autorin des Buches, auch wenn ich es besprochen hatte, zu etwas überreden, wo ich sie doch gar nicht kannte? Konnte das nicht jemand anderer machen? Warum sollte nicht jemand anderer lernen, Pototschings Schrift zu lesen? Warum versuchte Pototsching nicht zu diktieren?
La Trémoïlle hatte keine ausdrückliche Verbindung zum Angebot des Verlagswechsels hergestellt. Dennoch schien klar, ich konnte dem Angebot nur dann nähertreten, wenn ich zumindest versuchte, ihm und Guggeis bei Laura Turner zu helfen. Dazu kam: Wann wird von einem Schriftsteller schon einmal verlangt, daß er nicht schreiben, sondern handeln soll!
Laura Turner lebte in Berlin. La Trémoïlle gab mir den Tip, sie besuche jede Woche einmal das Borchardt. Am nächsten Tag wartete ich im Borchardt darauf, daß Laura Turner zur Tür hereinkommen würde.

Wir waren über die Maximilianstraße flaniert, dabei hatte Beatrice von dem Artikel über die Auswirkungen des Dritten Reichs auf das Gegenwartsbewußtsein gesprochen, an dem sie schrieb.
Sie sagte, das Entscheidende am Nationalsozialismus seien nicht die archaischen Zutaten gewesen, wie das viele Darstellungen glauben machen wollten. Der Nationalsozialismus sei vielmehr eine falsche Moderne gewesen. Die sich vor allem aus falsch verstandener Wissenschaft gespeist habe. Von der Biologie bis zur Ökonomie. Man dürfe das Erbe der Nazis nicht bei den Skinheads suchen, das seien Trachtenvereine. Die Nachfolgeorganisation der SS sei die RAF gewesen.
Beatrice hatte fast alle meine Bücher gelesen, als sie mich im Polo Shop ansprach. Sie erinnerte sich an Zeitungsfotos, nach denen sie mich erkannte. Die Protagonisten meiner Romane und Erzählungen sind häufig Naturwissenschaftler und Mathematiker, wissenschaftliche Fragestellungen spielen eine Rolle für den Fortgang der Handlung. Das hatte sie angezogen.
Das Parkhaus am Angertor wurde gerade umgebaut, die andere Hälfte der Ebene, auf der Beatrice geparkt hatte, war durch ein rotweißes Band abgesperrt und dunkel, ich konnte die Umrisse eines Betonmischers und eines Lieferwagens erkennen. Beatrice schlüpfte unter dem Band hindurch und bedeutete mir zu warten. Sie verschwand hinter dem Lieferwagen, es dauerte eine Weile, bis sie mich rief. Ich stieg über das Band. Mit gekreuzten Beinen saß sie auf einer leeren Palette. Sie war nackt und hatte sich mit Steinwolle bedeckt. Ihre Kleider hatte sie auf einer leeren Bierkiste abgelegt, ich warf meine Jacke darüber. Ich fühlte mich, als wäre ich Millionen Kilometer von der Erde entfernt.

Sie rückte zum anderen Ende der Palette und machte mir Platz. Ich legte einen Arm um ihre Taille, sie schmiegte sich an mich.
»Du mußt sagen, was für eine nette Überraschung.« Ich sagte: »Was für eine nette Überraschung.«
Sie strich mir die Haare aus der Stirn und sagte: »Du mußt jetzt meinen Nacken umfassen, mich zu dir ziehen und mich küssen.« Ich umfaßte ihren Nacken, zog sie an mich und küßte sie.
»Du mußt mir jetzt über die Hüften fahren und über die Brüste, und du mußt sagen, am liebsten würde ich dich überall küssen.« Ich fuhr ihr über die Hüften und die Brüste und sagte: »Am liebsten würde ich dich überall küssen.«
Sie schüttelte sich, das Isolationsmaterial fiel von ihr ab, sie erhob sich und zog mich zu sich hoch, wir umarmten und küßten uns.
Dann legte sie mir die Hände auf die Schultern und übte sanften Druck aus, so daß ich in die Knie ging.
Schließlich löste sie sich von mir und gab mir das Zeichen, mich aufzurichten und zurückzutreten. Ich stieg von der Palette herab, sie breitete die Steinwolle auf der Palette wie eine Decke aus und legte sich auf den Rücken.
»Du mußt sagen, ich will dich. Jetzt.« Ich sagte: »Ich will dich. Jetzt.«
»Du mußt mich nehmen.« Ich nahm sie.
»Du mußt stöhnen.« Ich stöhnte.
»Deine Bewegungen müssen schneller und heftiger werden.« Meine Bewegungen wurden schneller und heftiger.
»Sag Cirrus, Sokrates, Partikel.« Ich sagte: »Cirrus, Sokrates, Partikel.«
»Sag, ich habe Dinge gesehen, die ihr nicht glauben wür-

det. Aber dies alles wird sich in der Zeit verlieren wie Tränen im Regen.« Ich sagte: »Ich habe Dinge gesehen, die ihr nicht glauben würdet. Aber dies alles wird sich in der Zeit verlieren wie Tränen im Regen.«

Der Abfluß der Kabine ist überlastet. Das Wasser auf dem Boden meines Badezimmers changiert zwischen Dunkelgrau und Dunkelblau, die Wellen scheinen gefroren, ihre Bewegung täuschen sie nur vor. Das Licht aus dem Flur spiegelt sich in ebenfalls gefrorenen Strudeln.
Ich hocke immer noch unter der Brause. Das Wasser schießt unverändert heiß auf mich herab. Nach wie vor friere ich.
Ich schüttle den Kopf, um das Wasser aus den Augen zu bekommen, die Farbe des Wassers nimmt einen Ton zwischen Blau und Grün an, die hohen und dünnen Wellenkämme leuchten weiß. Damit ich die Augen länger offen lassen kann, halte ich die rechte Hand darüber, die Oberfläche des Wassers gleicht übereinandergeschobenen Schieferplatten. Ich bewege mich nicht, das Wasser glättet sich und nimmt eine metallene Farbe an.
Einzelne meiner Organe oder ganze Körperteile sind durch die Organe anderer und durch technische Komponenten ersetzt. Mein Körper ist mit anderen Körpern auf eine Weise verbunden, die ich nicht kenne und die ich mir auch nicht vorstellen kann. Welches ist das Nervensystem des größeren Körpers? Auf welche Weise treten die Körper, aus denen der größere Körper besteht, in Beziehung? Wie werden die räumlich getrennten Körper gesteuert?
Wenn meine Haut völlig taub sein wird, dann wird sich mein Körper so anfühlen, als sei er vollständig aus technischen Komponenten zusammengesetzt. Wer die Pigmentierung meiner Haut und ihre Schattenwürfe betrachtet, soll denken, diese Haut gehört keinem Menschen. Meine Haare werden silbrig glänzen, im Wind magisch schwingen und vom Sturm eindrucksvoll zerzaust werden.
Soll ich Feedback loops zwischen meinem Körper und dem